

Haase, Nadine

Migration und Behinderung – Themen einer differenzsensiblen Sozialen Arbeit

Auf der Suche nach einem übergreifenden Paradigma
in der Auseinandersetzung mit dem Thema Differenz in
der Sozialen Arbeit

eingereicht als

BACHELORARBEIT

an der

HOCHSCHULE MITTWEIDA

UNIVERSITY OF APPLIED SCIENCES

Fakultät Soziale Arbeit

Mittweida, 2020

Erstprüferin: Frau Prof. Dr. Asiye Kaya

Zweitprüferin: Frau Prof. Dr. Nadine Kuklau

Bibliographische Beschreibung:

Haase, Nadine:

Migration und Behinderung – Themen einer differenzsensiblen Sozialen Arbeit.

Auf der Suche nach einem übergreifenden Paradigma in der Auseinandersetzung mit dem Thema Differenz in der Sozialen Arbeit. 41 S.

Mittweida, Hochschule Mittweida (FH), Fakultät Soziale Arbeit, Bachelorarbeit 2020

Referat:

Entlang der Differenzkategorien „Behinderung“ und „ethnische Herkunft“ soll in dieser Bachelorarbeit aufgezeigt werden wie Soziale Arbeit das Thema „Differenz“ bearbeitet, aber gleichzeitig auch in die Entstehung und Festschreibung gesellschaftlich wirksamer Differenzlinien verstrickt ist. Anschließend folgt ein Plädoyer für einen differenzsensiblen und differenzreflexiven Umgang in der Sozialen Arbeit rund um die Auseinandersetzung mit gesellschaftlicher Vielfalt und Verschiedenheit.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	1
2. Differenz und Differenzpraxen	1
3. Soziale Arbeit als Differenzbearbeiterin	4
3.1. Die Differenz von Abweichung und Normalität als „Urdifferenz“ der Sozialen Arbeit	6
3.2. Differenzreflektion im historischen Kontext	7
4. Migration und Soziale Arbeit.....	12
4.1. Von der Ausländer*innenpädagogik zur Interkulturellen Pädagogik.	14
4.2. (Trans-)migrationspädagogische Perspektive.....	18
5. Soziale Arbeit und die Differenzkategorie „Behinderung“	20
5.1. Erklärungsmodelle von Behinderung.....	23
5.2. Die Perspektive der Disability Studies	26
6. Zwischenfazit – ein Plädoyer für Differenzsensibilität	28
6.1. Gemeinsame Betrachtung der Differenzkategorien	29
6.2. Differenzsensibilität in der Auseinandersetzung mit Vielfalt und Differenz	31
7. Differenzsensible Soziale Arbeit.....	32
7.1. Grundprinzipien differenzsensibler Sozialer Arbeit	34
8. Fazit.....	39
Literaturverzeichnis	42

1. Einleitung

Gesellschaftliche Entwicklungen und die Pluralisierung der Lebenswelten machen die Auseinandersetzung mit Vielfalt und Differenz zur zentralen gesellschaftspolitischen und sozialarbeiterischen Herausforderung (Bretländer; Köttig; Kunz 2015, 9). Die Soziale Arbeit zielt auf die Veränderung ungleichheits(re)produzierender Strukturen, unterliegt ihnen dabei jedoch selbst (Mecheril; Melter 2010, 149ff). Dies wird besonders in der Bearbeitung von und dem Umgang mit Differenzen und deren gesellschaftlichen Folgen deutlich, wobei die Soziale Arbeit maßgeblich an der Konstruktion und Festschreibung von Differenzkategorien beteiligt ist. Es stellt sich deshalb die Frage nach einem fachlich verantwortungsvollen Umgang mit Differenz: „In Profession wie Disziplin gilt es daher Konzepte zu profilieren, in denen die Relevanz und Unhintergebarkeit von Differenzkategorien ebenso Berücksichtigung finden, wie die machtvollen Praktiken der Ausgrenzung, der Normalisierung und Stigmatisierung entlang von Differenzen zu vermeiden gesucht werden und über diese aufgeklärt wird“ (Kessl; Plößer 2010, 8).

Nach Begriffsbestimmungen rund um das Thema Differenz und einer gesellschaftlich-historischen Einordnung der Sozialen Arbeit im Kontext der Differenzbearbeitung soll folgend entlang der Differenzdimensionen „ethnische Herkunft“ und „Behinderung“ herausgearbeitet werden, wie Soziale Arbeit migrationsgesellschaftliche und körperbezogene Differenzen erkennt und bearbeitet, aber auch, wie sie in deren Entstehung verstrickt ist. Abschließend wird ein differenzsensibler Umgang in der Sozialen Arbeit mit gesellschaftlicher Vielfalt vorgeschlagen sowie Charakteristika und Ziele einer differenzsensiblen Sozialen Arbeit als übergreifendes Paradigma erläutert.

2. Differenz und Differenzpraxen

Bevor herausgearbeitet wird, wie Soziale Arbeit mit Differenz umgeht, sich ihr nähert und sie bearbeitet, soll zunächst geklärt werden, was eigentlich mit Differenz gemeint ist und wie sie entsteht. Das Wort Differenz leitet sich ab vom lateinischen Wort „differentia“ und meint so viel wie Verschiedenheit oder Unterschied. Im Gegensatz zum positiv konnotierten Begriff der „Vielfalt“, mit dessen Gebrauch Verschiedenheit und Unterschiedlichkeit als Teil des gesellschaftlichen Gesamten begriffen wird, ist mit der Verwendung des Begriffs „Differenz“ die Markierung von Unterschieden sowie eine Abgrenzung und Eigenständigkeit des Markierten gemeint (Bretländer; Köttig;

Kunz 2015, 7). Damit soll bereits an dieser Stelle zum Ausdruck kommen, dass der Einsatz von Sprache eine zentrale Rolle in der Auseinandersetzung mit Differenz sowie deren Entstehung spielt. Differenz ist nichts „Naturwüchsiges“, es gibt sie nicht per se. Sie wird hergestellt, indem „etwas“ ins Verhältnis zu „etwas“ anderem gesetzt wird. Und dennoch ist sie stets vorhanden; zum Beispiel, wenn sich zwei Menschen begegnen, da diese sich niemals gänzlich gleichen. Von entscheidender Bedeutung ist nun, wie diese Unterschiede eingeordnet und bewertet werden (ebd.).

„Als menschliche Wesen haben wir keine Möglichkeit, die Wirklichkeit unmittelbar wahrzunehmen, vielmehr erkennen wir unsere Umwelt in ihrer kulturellen – vor allem sprachlichen und bildlichen – Symbolisierung. Hinzu kommt, dass wir Personen und Gegenstände nicht „an sich“ erkennen, sondern im Verhältnis zu ihrer Bedeutung und Bewertung aus unserer subjektiven Sicht. Unsere symbolische und subjektive Natur der Wahrnehmung ist uns üblicherweise nicht bewusst, da wir unseren Zugang zur Welt durch unsere Sozialisation des Benennens und Bewertens verinnerlicht haben“ (Bernstein; Inowlocki 2015, 15). Differenz entsteht durch die Einordnung von Dingen oder Personen in bestimmte Systeme oder Kategorien. Als normaler Vorgang unserer Wahrnehmung dient diese Kategorisierung der Komplexitätsreduzierung und hilft durch Ein- und Zuordnungen dabei, dass wir uns orientieren können. Unsere Wahrnehmungen werden dabei mit Bewertungen „aufgeladen“. Diese Bewertungsmuster haben wir verinnerlicht, und sie sind uns in der Regel nicht bewusst. Kategorisierung ermöglicht dabei das Erkennen und Zuordnen von gemeinsamen Bedeutungen, wobei wir uns durch eine gemeinsame Sprache mit anderen auf diese Zuordnungen beziehen können. Selbige drücken in den meisten Fällen binäre Zugehörigkeiten aus, das heißt, sie funktionieren als „entweder/oder“-Kriterien (ebd., 15). Die Zugehörigkeiten wiederum beinhalten und mobilisieren Emotionen: Zum Beispiel die Kategorisierung „männlich/weiblich“ spiegelt eine binäre Ordnungskategorie in Bezug auf Geschlecht wider, die – sobald sie in Frage gestellt wird – als normal und natürlich gegeben verteidigt wird (ebd., 16).

„Zusammenfassend lässt sich sagen, dass unser Wissen über die Welt durch Sozialisationsprozesse angeeignet und verinnerlicht wird und uns als stabiles Alltagswissen und Handlungsorientierung zur Verfügung steht. Gesellschaftliches Wissen wird durch Sprache, Alltagskommunikation und institutionalisierte Sprachregelungen naturalisiert und erscheint uns als objektiv gegeben. Es repräsentiert, was uns als unsere primordiale, schon immer gegebene Vergemeinschaftung und deren normative Ordnung erscheint. Die Kategorien, auf die wir uns beziehen, scheinen ‚natürlich‘ organisiert zu sein und motivieren Kulturwissen als eine Form des ‚Denkens wie üblich‘“

(ebd.). Hieraus erwächst die innerliche Annahme, dass soziale Ordnungen und Kategorisierungen weder reflektiert noch hinterfragt werden müssten, da davon ausgegangen wird, dass es ein gemeinsam geteiltes objektives Wissen über die natürliche Ordnung der Welt anbelangt. Ausgeblendet wird dabei, dass es sich um konstruierte Zugehörigkeiten, um „strukturell verankerte und in Interaktionen reproduzierte Prozesse“ handelt, die „Eigenes“ und „Fremdes“ produzieren und legitimieren (ebd.).

Ist eine Kategorisierung bzw. Differenzierung mit der Zuordnung oder Zuweisung eines gesellschaftlichen Status verbunden, dann gehen damit auch Macht- und Herrschaftsverhältnisse einher sowie eine gesellschaftliche, soziale Positionierung und De-/Privilegierung. Verbunden mit dieser sozialen Ordnung bzw. den Zuordnungen und Zugehörigkeiten zu sozialen Gruppen sind Machthierarchien und soziale Ungleichheiten (ebd.,16f). Differenz bzw. die Markierung eines oder mehrerer Unterschiede wird also als Nicht-/Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe – und damit verbundenen Machtverhältnissen und sozialen Ungleichheiten – gesellschaftlich wirksam. Differenzen und Differenzierungen wirken stets mit Auseinandersetzungen um Zugehörigkeit zusammen, die als machtvolle und produktive diskursive Prozesse zu verstehen sind (Castro Varela; Mecheril 2010, 36).

Die Zuweisung „anders“ oder „fremd“ zu sein, bezeichnet Stuart Hall als „Othering“¹. Damit ist ein „Fremdmachen“ oder „Andersartig-machen“ gemeint (Bernstein; Inowlocki 2015, 17): „Dies kann durch Kulturalisierung, Ethnisierung, Rassifizierung sowie weitere Formen von Differenzzuweisung und Unterordnung von Personen und Gruppen geschehen“ (ebd.). Hierbei werden bestimmte Merkmale oder Eigenschaften eines Menschen herangezogen, um Unterschiede zu markieren und Zugehörigkeiten zu Gruppen oder Differenzkategorien zuzuweisen. Menschen können sich diesen Zuweisungen und Einteilungen nicht entziehen; sie werden als Frauen/Männer, als Behinderte/Nicht-Behinderte angesprochen und müssen sich zu den damit verbundenen normativen Erwartungen verhalten und positionieren (Schwarzer 2015a, 40,44). Die Nicht-/Zugehörigkeit zu Differenzkategorien ist von den gegebenen gesellschaftlichen Strukturen abhängig, sie ist weitestgehend keine autonome Entscheidung, sondern wird Menschen zugeschrieben (Castro Varela; Mecheril 2010, 36). Die

¹ Das Konzept des Othering, das in den 1970er Jahren entstand, beschreibt den Diskurs des „Fremdmachens“ als eine gewaltvolle hegemoniale Praxis. Es erläutert wie Fremde zu Fremden gemacht werden und wie dabei ein „Wir“ konstruiert wird. Diesem „Wir“ wird in einem Spannungsverhältnis ein „Nicht-Wir“ gegenübergestellt, zum Beispiel zivilisiert – unzivilisiert. Andere oder „Ge-anderte“ werden dabei problematisiert (Mecheril 2010, 42).

Praxis der Herstellung von Unterschieden und Differenz kann schließlich mit dem Konzept des „doing difference“² gefasst werden.

Als gesellschaftlich exponierte Differenzkategorien gelten unter anderem „ethnische Herkunft“, „Geschlecht“, „Behinderung“, „Alter“ und „sexuelle Orientierung“. Diese finden sich auch im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz (AGG) wieder, das Benachteiligungen aufgrund der genannten Differenzkategorien verhindern soll. Dies macht deutlich, dass die Zugehörigkeiten und Zuordnungen in diese Kategorien nicht gleichberechtigt oder neutral nebeneinanderstehen. Sie sind im Gegenteil hierarchisch angeordnet, machtvoll und mit Bewertungen, Zuschreibungen und Stereotypen aufgeladen. Menschen, die einer Kategorie zugeordnet werden, werden dabei bestimmte Eigenschaften und Merkmale zugeschrieben (Schwarzer 2015a, 39, 44). Diese Kategorisierungen entfalten in Alltagspraxen und Interaktionen eine gesellschaftliche Wirksamkeit. Sie können eine gleichberechtigte Teilhabe in Frage stellen, weshalb sie auch als Strukturkategorien bezeichnet werden (ebd., 40f).

Diese Differenzkategorien haben eine ungleichheitsgenerierende Wirkung; durch sie werden Macht- und Herrschaftsverhältnisse aufrechterhalten (Heite 2010, 187f). „Differenzen sind somit Effekte sozialer Unterscheidungspraxen, die innerhalb der jeweiligen gesellschaftlichen und historischen Verhältnisse bestimmte Funktionen erfüllen. Auch wenn Differenzierungspraxen Veränderungsprozessen unterliegen, lassen sich zugleich auch überdauernde Muster erkennen, in denen sich normative Kontinuitäten artikulieren“ (Mecheril; Melter 2010, 128).

3. Soziale Arbeit als Differenzbearbeiterin

Die durch Differenz und Differenzierungspraktiken entstehenden sozialen Ungleichheiten drücken sich in der gesellschaftlichen Wirklichkeit durch Stereotypisierungen, Vorurteile, Ausgrenzungen, Diskriminierungen und Benachteiligungen einzelner Gruppen und Personen aus. Mit der Bearbeitung dieser Differenzen sowie deren Folgen beschäftigt sich Soziale Arbeit seit jeher: Arbeitsfelder und Konzepte der Sozialen Arbeit entwickeln, etablieren und verfestigen sich entlang der bereits genannten Differenzkategorien bzw. Differenzdimensionen, die bis heute fachliche Ankerpunkte,

² „Die grundlegende Idee des ‚doing difference‘ besteht darin, soziale Kategorien wie ‚Geschlecht‘, ‚Ethnizität‘ etc., nicht schon als faktisch Gegebene zu verstehen, sondern diese als aus sozialen Interaktionen hervorgehend zu begreifen. In dieser sozialkonstruktivistischen Perspektive resultieren Differenzen also aus Unterscheidungspraxen in der sozialen Interaktion (und nicht aus naturhaften oder entwicklungsbedingten Gegebenheiten)“ (Thompson 2016, 68).

Professionalitätsansprüche und Zuständigkeiten markieren (Bretländer; Köttig; Kunz 2010, 7). Das Thema Differenz wird in der Sozialen Arbeit in verschiedenen Formen relevant: Armut, Des-Integration oder abweichendes Verhalten waren und sind bedeutende Aufgaben, die die Soziale Arbeit bedingen und strukturieren (Kessl; Plößer 2010, 7). Diese setzt Differenzen auf Seiten der Adressat*innen immer schon voraus. Der Zugang zu sozialarbeiterischen Angeboten wird bereits durch eine gesetzte oder angenommene Verschiedenheit bedingt. Auch wenn eine fachliche Fokusverlagerung von Differenz hinsichtlich deren Konstruktion und damit verbundenen Folgen für die Soziale Arbeit stattfindet, „scheint Differenz als Ausgangspunkt (sozial)pädagogischer Interventionsmuster weiterhin unhintergebar“ (ebd.).

Kalpaka und Mecheril (2010, 84f) bezeichnen demnach Differenz als Voraussetzung sozialarbeiterischen Handelns und sehen den primären Arbeitsmodus Sozialer Arbeit im Umgang mit sozialer und kultureller Differenz und der Bearbeitung und Nivellierung von Unterschieden. Dabei ist sie an die Notwendigkeit geknüpft, bedürftige Gruppen zu markieren. Dies führt zu einer strukturellen Tendenz Mechanismen hervorzubringen, die Unterschiede der Klientel immer wieder (neu) bekräftigen und verfestigen (ebd.). „Differenz dient der Sozialen Arbeit als Anlass ihres Tätigwerdens. Soziale Arbeit ist darauf angewiesen, die Gegebenheit relevanter Differenzen immer wieder zu bestätigen und damit sich selbst als legitimes Unternehmen zu bestätigen“ (Mecheril 2010a, 55). Sie soll Differenzen bearbeiten, minimieren und deren Folgen auf soziale Ungleichheit mildern, (re)produziert aber gleichzeitig gesellschaftliche Differenzverhältnisse mit.

Soziale Arbeit kann also als Praxis des Unterscheidens verstanden werden: „Die Aufgabe der Selektion bzw. der ‚Auslese‘, des Unterscheidens und des Differenz-Herstellens ist konstituierendes Merkmal Sozialer Arbeit. [...] Die Konstruktion von Unterschieden und die Praxis des Unterscheidens kann als nicht vermeidbare und stets zu hinterfragende Voraussetzung Sozialer Arbeit gesehen werden“ (Mecheril; Melter 2010, 117). Soziale Arbeit entwickelt und strukturiert sich entlang relevanter Differenzverhältnisse einer Gesellschaft, im Kontext ihrer jeweiligen historischen und politischen Bedingungen (Lamp 2007, 119). Sie drückt damit aus, wie in einer Gesellschaft mit Differenz umgegangen und wie sie bewertet wird. Sie spiegelt also die Gesellschaft wider, in der sie wirkt und aus der sie selbst entsteht. Dabei reagiert sie auf relevante Differenzverhältnisse, die sie selbst (mit) produziert.

3.1. Die Differenz von Abweichung und Normalität als „Urdifferenz“ der Sozialen Arbeit

Ausgangspunkt für Differenzen, mit denen sich Soziale Arbeit beschäftigt, bilden Normalitätsvorstellungen und Normalitätserwartungen bzw. die „soziale Norm“: „Der Begriff der ‚sozialen Norm‘ wird allgemein definiert als mehr oder weniger verbindliche, allgemein geltende Vorschrift für menschliches Handeln. Normen dienen insofern zum Zweck der sozialen Kontrolle, als deren Befolgung belohnt, deren Nichtbefolgung jedoch, bei Überschreitung eines Toleranzbereichs, negativ sanktioniert wird“ (Lamp 2007, 53). Soziale Arbeit wird nun dort tätig, wo von diesen normativen Erwartungen abgewichen wird. Grundlage für sozialarbeiterisches Handeln bildet also die Differenz bzw. Abweichung von gesellschaftlich tradierten Normalitätsvorstellungen. Lamp (2007) bezeichnet deshalb treffend die Differenz von Abweichung und Normalität als „Urdifferenz“ der Sozialen Arbeit. Differenzen werden erst durch Normen bedeutungshaltig und gesellschaftlich relevant; sie dienen der Markierung, Differenzierung und Hierarchisierung, womit soziale Wertigkeiten produziert werden, die wiederum gesellschaftliche Benachteiligungen nach sich ziehen (Dederich 2010, 177).

Normative Erwartungen und Mehrheitsstrukturen konstruieren Majoritäten und Minoritäten einer Gesellschaft mit den damit verbundenen Abhängigkeiten und Machtbeziehungen (Schwarzer 2015a, 38). Mit jeder Normierung geht auch ein Ausschluss einher; ein Ausschluss derer, die nicht den normativen Erwartungen entsprechen (ebd., 40). Normalitätserwartungen, die über Orientierungsmuster und Werte durch Bildung vermittelt und in Interaktionen und gesellschaftlichen, politischen und medialen Diskursen stets reproduziert werden, erzeugen und legitimieren machtvolle Hierarchien: „Durch Abweichung [...] bekommen gerade die herrschenden Gruppen und gesellschaftliche Institutionen mit Abweichungskategorien Mittel in die Hand, die geeignet sind, ihre Vorherrschaft darüber abzusichern, dass gerade die unterprivilegierten Gruppen immer wieder in den Status der Abweichler- und Außenseiter-Positionen eingewiesen werden“ (Stehr 2016, 230).

Soziale Arbeit hat nun den Auftrag ihre Adressat*innen als Norm-Abweichende zu identifizieren, anzusprechen und sie dazu zu befähigen den Norm(alitäts)vorstellungen zu entsprechen. Sozialer Arbeit obliegt in diesem Sinne eine Normalisierungs- und Deutungsmacht: „Als Instanz zur Bearbeitung von Differenz und Andersheit kann Soziale Arbeit Gesellschaftsmitgliedern oder Bevölkerungsgruppen im Fall einer erfolgreichen Intervention helfen, in Relation zur Gesamtbevölkerung weniger ‚anders‘ zu sein (Integration). Diese Form der sozialarbeiteri-

schen Bearbeitung von Differenz(en) erweist sich aber im selben Moment immer auch als ‚Normalisierungsmacht‘ in Bezug auf die dominanten Verhaltensmuster [...]. Soziale Arbeit passt ‚die Anderen‘ in diesem Sinne an die bestehenden Normen an oder produziert die Nutzer_innen durch die fachliche Fallmarkierung überhaupt erst als ‚Andere‘ (mit)“ (Kessl; Plößer 2010, 8). Ziel ist es, der Normalitätsabweichung durch Prävention vorzubeugen und sie durch Hilfemaßnahmen auszulöschen (Stehr 2016, 228).

Um zu definieren, was in einer Gesellschaft als normativ gültig erachtet wird, wird im gesellschaftlichen Diskurs ein Normalfeld etabliert, was wiederum verschiedene Skalierungen, Durchschnittswerte, Anomalien sowie Grenzwerte und Zonen der Anomalien definiert (Lamp 2007, 53f). „Was als normal erachtet wird und wo die Normalitätsgrenzen gesetzt werden, ist Gegenstand von Diskussionen, die in der Politik, Gesellschaft und, heute ganz besonders, in den Massenmedien geführt werden“ (ebd., 54). Die Debatte um die Grenzziehung zwischen Normalität und Abweichung ist schließlich ein umkämpfter Diskurs um Deutungs- und Benennungsmacht (Stehr 2016, 227).

Normen, Normalitätsvorstellungen und damit verbunden auch Differenzpraxen sind in gesellschaftlich-historische Bedingungen eingebettet und unterliegen ihren Veränderungsprozessen (Schwarzer 2015a, 37). Daraus erwächst ein unterschiedlicher Umgang mit Differenz in der Sozialen Arbeit. Aus diesem Grund soll an dieser Stelle ein kurzer Überblick über die historische Entwicklung im Umgang mit Differenz in der Sozialen Arbeit folgen.

3.2. Differenzreflektion im historischen Kontext

Soziale Arbeit entwickelt sich als Instanz zur Integration ihrer Adressat*innen in die Gesellschaft dort, wo sie – die Adressat*innen – abweichendes Verhalten zeigen. Dabei beschäftigt(e) sie sich theoretisch und praktisch mit verschiedenen Formen von abweichendem Verhalten bzw. Differenzen (Lamp 2007, 36). Je nach zeitlich-gesellschaftlicher Orientierung und Entwicklung spielen unterschiedliche Differenzverhältnisse in der Sozialen Arbeit eine Rolle. Dabei konstituieren herrschende Normvorstellungen einer Zeit wesentlich den Umgang mit Differenz. „Das Thema der Differenz ist, obwohl die Soziale Arbeit seit ihrer Entstehung unauflöslich mit ihm verbunden ist, historisch bisher nur unzureichend aufgearbeitet worden“ (ebd., 15). Daher folgt in diesem Abschnitt unter einem nationalstaatlichen Bezug auf die BRD eine Reflektion

des Umgangs mit Differenzen in der Sozialen Arbeit. Als zeitliche Ankerpunkte sollen die Jahrhundertwende, die Zeit des Nationalsozialismus sowie die Zeit nach 1968 dienen. Abschließend folgt ein kritischer Blick auf den Umgang mit Differenz in der Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit. Die folgenden Erläuterungen beruhen im Wesentlichen auf den Ausführungen von Fabian Lamp (2007, 19-142), der sich in seinem Werk „Soziale Arbeit zwischen Umverteilung und Anerkennung“ intensiv mit der Differenzreflektion der Sozialen Arbeit im historischen Kontext auseinandergesetzt hat.

Differenzreflektion zur Zeit der Jahrhundertwende

Bedeutende Differenzverhältnisse in der Jahrhundertwende waren die Differenz der sozialen Klasse, die Geschlechterdifferenz, die Differenz der Generationen und die Differenz von Abweichung und Normalität, wobei die sich binär gegenüberstehenden Kategorisierungen, zum Beispiel die Geschlechterkategorie Mann/Frau, homogenisiert wurden. Den Bezugspunkt für die Differenzbearbeitung bildete um die Jahrhundertwende die Gemeinschaft bzw. das Volk oder die Nation. Ein monistisches Denken, also ein Denken, das nach Einheitlichkeit strebt, prägte den Umgang mit Gleichheit und Differenz, mit Homogenität und Heterogenität – auch in der Sozialen Arbeit. Die Ursachen für soziale Probleme, wie zum Beispiel Armut, wurden in den Individuen gesehen, die den Zielen und Werten der Gesellschaft nachrangig waren und deren Individualität nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde.³

Dabei forderte die Soziale Arbeit Norm und Normalität in Bezug auf die gesellschaftlich dominanten Werte, die sich an der vermeintlichen Homogenität der Gemeinschaft orientierten. Normalität ist dabei eng an die normativen Vorstellungen dieser Zeit geknüpft. Es kann damit von einer protonormalistischen Strategie im Umgang mit der Differenz von Normalität und Abweichung gesprochen werden, die durch eine kleine, feststehende und stabile Normalitätszone gekennzeichnet ist.⁴ Sozialarbeiterische Hilfen waren dementsprechend geprägt und durchzogen von Kontrolle. Konnte die geforderte Normenkonformität durch staatliche und sozialpädagogische Interventionen nicht erreicht werden, so drohte bei anhaltendem abweichenden Verhalten schließlich der Ausschluss aus der „normalen“ Gesellschaft. In der Zeit der Jahrhundertwende dominierte also ein überwiegend repressiver gesellschaftlicher Umgang

³ Pädagogik kann in diesem Sinne als „Nationalpädagogik“ verstanden werden, mit dem Ziel der Erziehung zur Gemeinschaft (Lamp 2007, 49)

⁴ „Das Ziel dieser protonormalistischen Vorgehensweise ist die Aufrechterhaltung und Reproduktion der einen, spezifisch modernen gesellschaftlichen Ordnung. Es geht auch hier wieder um eine homogenisierende Strategie“ (ebd., 54).

mit abweichendem Verhalten und Differenz, mit dem Ziel der Normalisierung der Differenz.

Differenzreflektion zur Zeit des Nationalsozialismus

Im Nationalsozialismus fand der Protonormalismus seine Zuspitzung: Normalität war nun eng verknüpft mit der „deutschen Rasse“ und der nationalsozialistischen Ideologie. Abweichungen wurden in der Folge selektiert und schließlich vernichtet. Der herrschende Sozialdarwinismus, der soziale Ungleichheiten als naturgegeben gerechtfertigt sieht, bahnte dabei einem rassebiologischen Verständnis von Gesellschaft einen Weg. Die Voraussetzung für die Teilhabe an der Gesellschaft war abhängig von der „richtigen Rasse“, der Mitgliedschaft in der NSDAP sowie der Nicht-Zugehörigkeit zu einer „erbkranken Familie“. Ausgesonderte Gruppen wie zum Beispiel behinderte Menschen wurden in Verwahrungslagern auf „Reintegrationsfähigkeit in die Volksgemeinschaft“ überprüft und bei negativem Untersuchungsergebnis in Konzentrationslager gebracht. Teil dieser Strukturen war auch die Soziale Arbeit, die sich als enge Kontrolle statt Hilfe für den/die Einzelne*n ausbuchstabierte. Auch hier spiegelt sich der wesentliche Auftrag der Sozialen Arbeit im Nationalsozialismus wider: der Auftrag der Kontrolle, Auslese und Ausmerze.

Differenzreflektion nach 1968

Die Definition von Normalität wurde durch gesellschaftliche Veränderungen in den 1960er Jahren zunehmend hinterfragbar. Relevante Differenzverhältnisse dieser Zeit waren die Differenz der Generationen, die Differenz der Geschlechter, die Differenz der sozialen Klassen, die Differenz der Normalität und Abweichung, die Differenz der sexuellen Lebensweisen und die Differenz der ethnischen Herkunft. Die gestiegene Anzahl an Differenzverhältnissen verweist dabei auf die „Pluralisierung der Lebenswelten“ in der Gesellschaft. Das Differenzverhältnis von Normalität und Abweichung begann sich dabei zu bewegen; die Grenze zwischen Normalität und Abweichung, zum Beispiel in Bezug auf Sexualität, wurde flexibler. Die Verschränkung von Normalität und Abweichung begann sich tendenziell aufzulösen. Die Ausdifferenzierung der Gesellschaft forderte schließlich Flexibilität im Umgang mit Normen und Differenz; die Gesellschaft entdeckte also ihre Vielfalt.

Genau wie die Gesellschaft differenzierte sich auch die Soziale Arbeit aus: Es wurden Angebote für Mädchen, „Ausländer*innen“ und andere sogenannte Randgruppen

konzipiert. Die Soziale Arbeit entwickelte sich schließlich vom „repressiven Instrument des Ordnungsstaates“ zum „strategischen Instrument der Sozialintegration“. Lamp bezeichnet damit einen Funktionswandel der Sozialen Arbeit: Bezugspunkt und Ziel der Sozialen Arbeit ist nun nicht mehr ein „ideengeschichtlich inspiriertes homogenes Gebilde“ (Volk, Nation), sondern das Individuum und dessen Emanzipation.

Erste Konzepte im Umgang mit Differenz entstanden aus sozialen Bewegungen, wie der feministischen Frauenbewegung. Hierbei bildeten allerdings kollektive Identitäten und damit die Homogenität der Gruppe „Frau“ den Schwerpunkt der Forschung und den Ausgangspunkt der Differenzbetrachtung. Es kann von einer politisch motivierten Betonung und Instrumentalisierung von vor allem kollektiven Differenzen gesprochen werden, wobei diese Betonung der Differenz zunächst der Sichtbarmachung von sozialen Ungleichheiten diene. Diese Programmatik suchte Differenzen durch Emanzipation zu überwinden, auf dass sie schließlich bedeutungslos wären.

Differenzreflektion in der Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit

Fabian Lamp formuliert schließlich einen grundlegenden Perspektivwechsel in Bezug auf Differenz: „Von den starken Homogenisierungstendenzen zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte sich die Soziale Arbeit in den 1970er Jahren bereits entfernt, indem die Differenzen nun mit dem Ziel der politisch-pädagogischen Emanzipation besonders betont und instrumentalisiert wurden. In der Folge, seit dem Ende der 1970er Jahre, wurde der Blick auf die Differenz insbesondere durch das Konzept der Lebensweltorientierung sozialwissenschaftlich qualifiziert“. Richtete Soziale Arbeit sich zuvor an binären Differenzverhältnissen wie normal/nicht normal aus, befreiten Individualisierungsprozesse ein Stück weit vom Zwang gesellschaftlicher Normen und Traditionen. Dies führte zu einer Perspektiverweiterung in der Differenzbearbeitung: Die Wahrnehmung menschlicher Vielfalt und verschiedener Lebensweisen ermöglicht es, diese zum Ausgangspunkt pädagogischer Theorie und Praxis zu machen.

Die von Hans Thiersch geprägte Lebensweltorientierung der Sozialen Arbeit hat die Kritik der an der stark normierenden und stigmatisierenden Ausrichtung der Sozialpädagogik vor 1968 aufgegriffen und will sich stärker an der Subjektivität der Adressat*innen orientieren. Nach Lamp ist dies jedoch nur bedingt gelungen: Es wurden damit eher objektive Lebenslagen der Adressat*innen und politische Bedingungen der Sozialen Arbeit selbst reflektiert. Auch die Rezeption des Individualisierungstheorems habe nach Lamp nicht ausreichend dazu geführt, die Verschiedenheit und Vielfalt der Lebenswelten zu betrachten und zu einer differenzsensiblen Grundhaltung zu

gelangen. Es werden damit vorrangig soziale Ungleichheiten im Sinne von sozioökonomischen Ungleichheiten, also die Differenz von „oben und unten“ und damit die politische Strategie der Umverteilung, thematisiert: „Gefragt werden muss jedoch, ob dieser Blickwinkel mit dem Fokus auf die Soziale Ungleichheit die Konstitution der gegenwärtigen Gesellschaft in der zweiten Moderne angemessen beschreibt und ob dieser Fokus hinreichend geeignet ist für die Beschreibung der Aufgaben der Sozialen Arbeit als Vermittlung zwischen Gesellschaft und Individuum. Denn indem in dieser Sichtweise vom Maßstab der Gleichheit und Gerechtigkeit ausgegangen wird, werden vor allem sozioökonomische, rechtliche und politische Ungleichheiten als Ungerechtigkeit kritisiert“ (ebd., 133). Dieses Ungleichheitsverständnis vernachlässigt rechtliche und strukturelle Diskriminierungen und Ausschlüsse (wie zum Beispiel das verweigerte Adoptionsrecht von homosexuellen Paaren), gruppenbezogene Diskriminierungen und Teilhabebegrenzungen in Institutionen sowie sozialräumliche Segregationen und „totale Institutionen“. „Die Lebensweltorientierte Soziale Arbeit verfügt damit nicht über ein angemessenes Instrumentarium, um dem Aspekt der Anerkennung des Individuellen angemessen gerecht zu werden“ (ebd., 137). Dennoch ist der Lebensweltbegriff bzw. die Lebensweltorientierung bis heute die zentrale und theoretische wie praktische Ausrichtung der Sozialen Arbeit. „Die Lebensweltorientierte Soziale Arbeit schließlich ist zwar in der Lage, Pluralität und Individualisierung zu erkennen, bezieht aber Differenz nicht systematisch als analytische Kategorie in ihre Konzeption ein“ (ebd., 204).

Mit steigender Individualisierung und Pluralisierung der Lebenswelten verändern sich auch die normativen Orientierungen in der Gesellschaft. Allgemein verbindliche Normalitätsmuster lösen sich gesamtgesellschaftlich zunehmend auf. Es herrscht ein flexibler Normalismus, bei dem Abweichungen als Teil der Normalität verstanden werden können. Nicht mehr wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts bestimmen normative Erwartungen die Normalität, sondern es dient zunehmend das durchschnittliche Verhalten anderer Subjekte zur Orientierung. Normal ist also, was oder wer dem Durchschnitt – oder anders ausgedrückt der Mehrheit – entspricht. „Wenn sich klassische normative Orientierungen der Sozialen Arbeit wie das Normalarbeitsverhältnis, die Normalbiografie etc. zunehmend auflösen, müsse sich auch die Soziale Arbeit von ihnen als normativer Bezugspunkt distanzieren“ (ebd., 139). Auf welche normative Basis soll sich nun Soziale Arbeit beziehen?: Sie müsste sich entweder vertieft mit einem eigenen normativen Maßstab auseinandersetzen oder aber sie muss einen produktiven Umgang mit der ungelösten Normenfrage finden. (Nach Lamp 2007, 19-142).

4. Migration und Soziale Arbeit

Nachfolgend wird herausgearbeitet, wie und auf welche Weise Soziale Arbeit mit der Differenzkategorie „ethnische Herkunft“ in der deutschen Migrationsgesellschaft⁵ umgeht. Migration ist kein modernes Phänomen, sondern hat es schon zu Beginn der Menschheit fast überall gegeben; sie kann als „universelle menschliche Handlungsform“ gesehen werden (Mecheril 2016, 9). Sie ist ein „bedeutender Motor gesellschaftlicher Veränderung und Modernisierung“, wobei Migrant*innen als Akteur*innen dieses Prozesses durch neues Wissen, Sprachen, Erfahrungen und Perspektiven gesellschaftliche und soziale Verhältnisse prägen (Mecheril 2010b, 8). Jedoch hält sich hartnäckig eine Negativ- und Defizitperspektive in Bezug auf Migration, wird sie doch in gesellschaftlichen Diskursen vor allem in Verbindung mit Armut und Kriminalität und als störend, fremd und bedrohend thematisiert (ebd.). „Wir leben in einem Zeitalter, für das Phänomene der Migration konstitutiv sind“ (ebd., 7): Globalisierungs-, Individualisierungs- und Emanzipationsprozesse ermöglichen weltweite Wanderungsbewegungen; Kriege und Umweltkatastrophen, sowie soziale Ungleichheiten zwingen Menschen ihren Arbeits- und Lebensmittelpunkt zu verändern (Mecheril 2016, 9).

Migration als Ergebnis internationaler Politik und Globalisierungsprozesse hat Auswirkungen auf die gesamte Gesellschaft und deren Entwicklung: Sie durchzieht alle gesellschaftlichen Bereiche und ist Herausforderung und Aufgabe für die Gesellschaft, Politik und schließlich auch für die Soziale Arbeit. Die Migrationsgesellschaft ist dabei gekennzeichnet durch natio-ethno-kulturelle⁶ Differenzverhältnisse. Migration im Sinne einer Abweichung von der Normalität kann damit als Abweichung natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit gekennzeichnet werden. „Durch Migration wird die Frage der Zugehörigkeit – nicht nur die der sogenannten Migrant/innen – individuell, sozial und auch gesellschaftlich zum Thema, da durch Migration eine Differenzlinie befragt wird, die zu den grundlegendsten gesellschaftlichen Unterscheidungen gehört“ (ebd., 12). In natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeitsdiskursen kommen dabei

⁵ In dieser Arbeit soll der von Paul Mecheril geprägte Begriff der „Migrationsgesellschaft“ verwendet werden, um die im Kontext von Migrationsphänomenen entstehenden gesellschaftlichen Veränderungen und Herausforderungen zu thematisieren. Übrige Begriffe wie „Einwanderungsland“ oder „Zuwanderungsgesellschaft“, die in Migrationsdiskursen häufig noch verwendet werden, blenden andere Migrationsphänomene als „Zuwanderung“ und „Einwanderung“, wie zum Beispiel „Transmigrationsphänomene“ aus (Mecheril 2010b, 11).

⁶ Der von Paul Mecheril geprägte Begriff „natio-ethno-kulturell“ soll hierbei zum Ausdruck bringen, dass zum Beispiel der Begriff „deutsch“ in seiner Verwendung unklar, diffus und unscharf ist. Die Bedeutungen von Nation, Ethnie und Kultur verschwimmen (auch aus einer wissenschaftlichen Perspektive) ineinander, was der Begriff natio-ethno-kulturell verdeutlichen soll. „Natio-ethno-kulturell“ ist etwas Imaginiertes, das ein „Wir“ und „Nicht-Wir“ konstruiert. „Natio-ethno-kulturell“ verweist darauf, dass sich soziale Zugehörigkeitsordnungen auf einer auf Fantasie beruhenden, mehrwertigen und unbestimmten „Wir-Einheit“ begründen (vgl. hierzu Mecheril 2010,14).

Normalitätsvorstellungen in Form von mononationalen und monokulturellen Biographien und Identitäten zum Tragen. Das Phänomen „Migration“ ist also mit Differenz verknüpft, mit zugeschriebener, interaktional hergestellter oder erfahrener natio-ethno-kultureller Differenz, die es überhaupt erst notwendig macht, Migrationsphänomene pädagogisch zu thematisieren (Mecheril 2010a, 59).

Rund um das Thema Migration entwickeln sich in der Sozialen Arbeit vielfältige Angebote. Die Differenzkategorie „ethnische Herkunft“ ist dabei in der Sozialen Arbeit Querschnittsaufgabe und Spezialisierung zugleich. Sie beschäftigt sich mit den Konsequenzen, die sich aus migrationsgesellschaftlichen Differenzverhältnissen ergeben, wobei sie durch das Verhältnis von natio-ethno-kultureller Mehrheit und Minderheit in ihren Systemen vor Herausforderungen gestellt wird: „Die Überwindung national verengter Strukturen und die ‚Öffnung‘ der Einrichtungen nicht nur in der Sozialen Arbeit, sondern allgemein der Bildungsinstitutionen im Sinne der Berücksichtigung der gegebenen Disponiertheiten ihrer Adressaten sind zentrale Aufgaben, vor die pädagogische Einrichtungen in einer Migrationsgesellschaft gestellt sind“ (Kalpaka; Mecheril 2010, 90).

Nach Mecheril (2010, 8) weist jeder vierte junge Mensch unter 25 Jahren, der in Deutschland lebt, eine transnationale Migrationsgeschichte auf. Diese Migrationsgeschichte wird im öffentlichen Diskurs auf den sogenannten „Migrationshintergrund“ reduziert (Kunz 2015a, 74). Mittels des Terminus „Migrationshintergrund“⁷ werden Menschen etikettiert und diskriminiert, da er gesellschaftliche Machtasymmetrien und Ausschlussprozesse entlang natio-ethno-kultureller Zugehörigkeitslinien legitimiert (ebd., 75). Wer in Forschung und Sozialstatistik als Mensch mit sogenanntem Migrationshintergrund gezählt und erfasst wird, ist dabei nicht eindeutig: „Vielmehr hängt dies von jeweiligen Variablenkonstruktionen ab. D. h. es werden unterschiedliche Personengruppen als solche mit Migrationshintergrund konstruiert, mit entsprechenden Auswirkungen für den Umfang der Untersuchungsgruppe und für -ergebnisse sowie für die Vergleichbarkeit vorliegender Daten zu Migration- und Integrationsprozessen und ihren Schnittstellen“ (Wansing; Westphal 2014a, 29). Weiterhin besteht aufgrund der Verwendung des Terminus „Migrationshintergrund“ die Gefahr „eine deutsche Staatsangehörigkeit zweiter Klasse zu generieren, da nun bevölkerungsstatistische deutsche Staatsangehörige der Gruppe der Menschen mit Migrationshintergrund zugeordnet werden“ (Kunz 2015a, 77). Die Ursachen für die Problem-

⁷ In alltagspolitischen Kontexten wird der Begriff außerdem meist als Synonym für den Begriff „Ausländer*in“ verwendet, wobei „weniger als die Hälfte der Personen mit Migrationshintergrund rechtlich als Ausländerin oder Ausländer gilt“ (Wansing; Westphal 2014a, 29).

lagen werden dabei hauptsächlich den Menschen mit Migrationsgeschichte zugeschrieben, anstatt den Blick auf strukturelle Bedingungen und gesellschaftliche Mechanismen zu lenken, die diese Benachteiligungen bewirken (ebd., 79).

Zugewiesene Zugehörigkeiten und Stigmatisierungen als „Migrant*in“ gehen mit Hierarchisierungen, Macht- und Dominanzverhältnissen einher, die sich als Benachteiligungen und Ausgrenzung, als Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen auf individueller, institutioneller und struktureller Ebene ausdrücken. „Analysen zur sozialen Lage bzw. zur Lebenslage von Menschen mit Migrationshintergrund weisen auf Benachteiligungen und Chancenungleichheiten in zentralen Bereichen hin“ (ebd.), zum Beispiel im Bereich Bildung, Wohnen, Einkommen, Gesundheit und Arbeit (näher hierzu Kunz 2015a, 80-84).

4.1. Von der Ausländer*innenpädagogik zur Interkulturellen Pädagogik

Die Bezeichnung oder Markierung von Menschen mittels der Differenzkategorie „ethnische Herkunft“ hat sich im Laufe der Jahrzehnte immer wieder verändert: von „Fremd- und Gastarbeiter*innen“ zu „Ausländer*innen“, hin zu „Migrant*innen“ und schließlich zu „Menschen mit Migrationshintergrund“. Diese Begrifflichkeiten markieren einerseits Menschen als „natio-ethno-kulturell-Andere“, andererseits spiegelt die Veränderung der Begriffe eine gesellschafts- und sozialpolitische Entwicklung und damit auch der sozialarbeiterischen Programmatiken wider. Diese Entwicklungen sollen an dieser Stelle kurz nachgezeichnet werden.

Soziale Arbeit mit Menschen mit Migrationsgeschichte entwickelte sich als Reaktion auf das Zuwanderungsgeschehen und den damit verbundenen migrationspolitischen Folgen. Die anschließende Abbildung verdeutlicht die Migrationsgeschichte und die entsprechende Migrationspolitik in Deutschland ab 1955.⁸

⁸ Angemerkt sei, dass das Differenzverhältnis „Migration“ nicht erst seit 1955 bundespolitische Bedeutung hat. Bereits zu Zeiten der Jahrhundertwende hatten die Wohlfahrtsverbände Erfahrungen in der Betreuung von Menschen mit Migrationsgeschichte (Kunz 2015b, 147).

Zeitraum	Zuwanderungsgeschehen und ausländerintegrationspolitische Entwicklung
1955 bis 1973 Phase der Anwerbung	Gastarbeiter_innenanwerbung. Anwerbeverträge mit Italien (1955), Spanien und Griechenland (1960), Türkei (1961), Marokko (1963), Portugal (1964), Tunesien (1965) und dem frühen Jugoslawien (1968)
1973 bis 1979 Phase der Konsolidierung	Anwerbestopp in Reaktion auf wirtschaftliche Krisenentwicklung (Rezession 1966/67, sog. Ölkrise 1973), Konsolidierung der Ausländer_innenbeschäftigung, verstärkter Nachzug von Ehegatten und Familienangehörigen.
1979 bis 1980 Phase beginnender Integrationspolitik	Die soziale Situation von sog. Gastarbeiter_innenfamilien in Deutschland rückt in den Fokus, vor allem auch geprägt durch Geburt und Aufwachsen der sog. Zweiten Generation. Sog. Kühn-Memorandum wird vorgelegt.
1981 bis 1990 Phase der Abwehr und Begrenzung	Konkurrierende Integrationskonzepte: Einwanderungsabwehr und Wende in der Ausländer_innenpolitik. Verstärkter negativ konnotierter Ton in der Ausländer_innendebatte. Unterwanderungs- und Überfremdungsszenarien reichen bis in die politische Mitte. Die parteiübergreifende ablehnend restriktive Position wird zunehmend von einem negativem, bedrohlichem öffentlichen Bild von Migrant_innen und Zuwanderung geprägt.
1990 bis 1998 Phase der Verschärfung und Intensivierung	Sog. Wiedervereinigung. Verstärkte Zuwanderung von (Spät)Aussiedler_innen und Asylbewerber_innen. Zumindest de facto Eingeständnis der grundsätzlichen Zuwanderungssituation. Frage der Integration bereits im Land lebender Ausländer_innen, nachgereister Familienangehöriger und in Deutschland geborener Kinder gewinnt weiter an Bedeutung. Ressentimentgeladene Asylrechtsdebatte, abwertende Bilder von Asylbewerber_innen („Asylantenschwemme“, „Flüchtlingsfluten“, „Boot ist voll“-Rhetorik). Rassistisch motivierte Brandanschläge mit zahlreichen Todesopfern. Asylrechtsverschärfung (1993). Von systematischer Integrationspolitik auf Bundesebene kann noch nicht gesprochen werden.
1998 bis 2005 Phase des Eingeständnisses, Einwanderungsland zu sein	Rot-grüne Bundesregierung (1998). Bekenntnis „Deutschland ist Einwanderungsland“. Innenpolitische Kontroverse und verfassungsrechtlicher Streit um sog. Zuwanderungsgesetz auf Bundesebene (Inkrafttreten: 2005). September 2011 (Anschläge auf das World Trade Center in New York). Frage der sog. Terrorbekämpfung beeinflusst Migrations-/ Integrationsdiskurs zunehmend.
Seit 2005 bis heute: Phase der Entwicklung eines einem Einwanderungsland angemessenen Selbstverständnisses	„Erfindung“ des Migrationshintergrundes. Ab- und Ausgrenzungsversuche seitens einer sich weiterhin als Mehrheitsgesellschaft konstruierenden Bevölkerung gegenüber staatsbürgerrechtlich längst Dazugehörigen. Supranationale Ebene (EU-Gesetzgebung) gewinnt weiter an Bedeutung. Fluchtbewegungen in die sog. Festung Europa und zunehmend auch EU-Binnenmigration werden als bedrohlich gerahmt.

Abb. 1: Phasen der Migration und ausländerpolitische Reaktionen (Kunz 2015a, 78f)

Die heutige Migrationspolitik ist insbesondere durch die demographische und ökonomische Entwicklung und dem damit einhergehenden Fachkräftemangel geprägt: Es scheint als seien gut ausgebildete Fachkräfte aus dem Ausland erwünscht und gefordert, aber Migrant*innen, die aus wirtschaftlichen, politischen und/oder ökologischen Gründen gezwungen sind ihre Heimat zu verlassen und Schutz und Asyl in der Bundesrepublik suchen, gelte es abzuwehren und zu vermeiden. Die Migrationspolitik der Bundesrepublik kann also im Kern als ökonomisch betrachtet werden: Sie soll dabei demographisch und wirtschaftlich einen ausgleichenden Faktor auf die bundesdeutsche Entwicklung der Gesellschaft haben (Mecheril 2010b, 10). Diese instrumentelle Bedeutung und damit die Verwertbarkeit von Migrant*innen führt zu einer Unterscheidung von „guten Migrant*innen“ und „schlechten Migrant*innen“, zwischen gewollter und ungewollter Migration (ebd.). „Die Instrumentalisierung von Migrant/innen unter

einer ökonomischen Verwertungsperspektive bewirkt, dass sie ihre Anwesenheit durch gesellschaftliche Erträge legitimieren müssen“ (ebd.): Wer einen Beitrag zur Gesellschaft leisten kann, wird anerkannt und als zugehörig betrachtet, diejenigen hingegen, die die Ressourcen der Staatssysteme „verbrauchen“, werden als störend, illegitim und zu vermeidend beziehungsweise als normalisierungsbedürftig im Kontext der Sozialen Arbeit angesehen.

Unterschiedliche Migrationspolitiken führ(t)en schließlich zu unterschiedlichen Ausrichtungen der Sozialen Arbeit in Bezug auf das Differenzverhältnis „ethnische Herkunft“. Im Zuge der Gastarbeiter*innenanwerbung und des folgenden Familiennachzuges in den 1970er Jahren entwickelte sich die sogenannte „Ausländer*innenpädagogik“⁹: „Es handelte sich um Beratungsangebote, die überwiegend durch angelernte Muttersprachler_innen realisiert wurden und deren Tätigkeiten vor dem Hintergrund des sogenannten Rotationsprinzips (d.h. des nur vorübergehenden Aufenthalts der Gastarbeiter_innen) nicht auf Integration abstellten, sondern vielmehr mit rechtlichen Fragen, Wohnungsfragen, Übersetzungsdiensten und Rückkehrberatung befasst waren“ (Kunz 2015b, 148). Die Ausländer*innenpädagogik problematisierte vor allem Migrant*innenkinder: Es entstanden Förderprogramme, Beratungsstellen und pädagogische Institutionen, die mittels Fördermaßnahmen die Defizite der Kinder bearbeiten sollten (Castro Varela; Mecheril 2010, 56). Ausländer*innenpädagogik kann als „kompensatorische Erziehung und Assimilationspädagogik“¹⁰ charakterisiert werden (Mecheril 2010a, 59). Die natio-ethno-kulturelle Differenz wurde dabei als Defizit betrachtet und sollte entsprechend nivelliert werden. Allerdings war es gleichzeitig auch Ziel die Rückkehrfähigkeit der sogenannten „Ausländer*innen“ zu erhalten (Lamp 2007, 93).

Die Rückkehrthematik wich allmählich – durch die aufkommende Kritik an der Ausländer*innenpädagogik – der Integrationsthematik, auf die die Angebote der Sozialen Arbeit in Folge abzielten (Kunz 2015b, 148). In akademischen Debatten entwickelte sich in den 1980er Jahren eine Kritik an der Defizit- und Förderperspektive, die sich daraus ergab, dass Migrant*innen nicht mehr nur als vorübergehende Erscheinung in der Gesellschaft gesehen wurden (Mecheril 2010a, 56f). Es folgte eine Abkehr von den Defiziten der „Ausländer*innen“ hin zur kulturellen Differenz (ebd., 57). Es herr-

⁹ „Unter »Ausländerpädagogik« wird zuweilen eine frühe Phase der pädagogischen Reaktion auf durch Arbeitsmigration im Nachkriegsdeutschland entstandene Situation, insbesondere an Schulen, verstanden. Manche weisen darauf hin, dass »Ausländerpädagogik« als Bezeichnung erst in der Kritik dessen entstanden ist, was als »Ausländerpädagogik« bezeichnet wurde“ (Mecheril 2010a, 60).

¹⁰ Mit Assimilationspädagogik ist eine Anpassung der Mitglieder der Minderheitskultur an die Gegebenheiten der Mehrheitskultur gemeint, die die Auflösung der Differenz fordert (Lamp 2007, 93f und Castro Varela; Mecheril 2010, 50).

schten Diskurse darüber, wie die Zuwanderungsrealität angemessen beschrieben werden kann, woraufhin sich das Konzept der „Multikulturalität“ etablierte (Kunz 2015b, 148). Die Debatten um kulturelle Differenz konstituierten dabei jedoch weiterhin auf einer binären Ordnungskategorie, die auf einer Abweichung der Mehrheitskultur im Sinne von Normalität operierte. „Sowohl die als Assimilationspädagogik gekennzeichnete Ausländerpädagogik als auch das Konzept der Multikulturellen Gesellschaft verfolgen in ihrer Reflexion der Differenz eine grundsätzlich ähnliche Strategie: kulturelle Differenzen bleiben strikt bipolar strukturiert. Es wird im essentialistischen Sinne eine kulturelle Differenz angenommen“ (Lamp 2007, 94).

Infolge dessen entwickelte sich die Interkulturelle Pädagogik, mit dem Ziel kulturelle Mehrheit und Minderheit durch interkulturelle Erziehung auf ein dauerhaftes Miteinander in der Gesellschaft vorzubereiten (ebd.) und kulturelle Identitäten anzuerkennen (Castro Varela; Mecheril 2010, 50). Die Interkulturelle Pädagogik kann jedoch als kulturalistischer Ansatz verstanden werden: Mit dem Begriff „interkulturell“ werden migrationsgesellschaftliche Differenzverhältnisse auf kulturelle Differenzen reduziert, wobei politische, ökonomische und rechtliche Verhältnisse außer Acht gelassen werden (Mecheril 2010a, 64). Der Begriff „interkulturell“ markiert damit selbst eine Differenz: Er ist eine gesellschaftliche Unterscheidungspraxis und kann als Form des „Othering“ betrachtet werden, mit der bestehende Ungleichheits-, Macht- und Dominanzverhältnisse legitimiert und (re)produziert werden (Kalpaka; Mecheril 2010, 85).

Die enge Verknüpfung von „Migration“ und kultureller Differenz führt dazu, dass sich Interkulturelle Pädagogik wie die Ausländer*innenpädagogik einseitig in Anspruch nehmen lässt: nämlich dann, wenn es um migrationsgesellschaftliche Differenz und Andersheit geht, die zum Problem wird bzw. geworden ist. „Mit der interkulturellen Neuausrichtung Sozialer Arbeit ist die nach Kriterien des ausländerrechtlichen Status ausgerichtete Zielgruppenorientierung auf ‚Ausländer‘ nicht obsolet geworden, sondern findet ihre Fortsetzung nun in erweiterter Perspektive unter neuem Namen“ (Eppenstein 2010, 97). Mit Interkultureller Pädagogik geht eine Betonung von (kultureller) Differenz einher, der die Konstruktion einer homogenen Adressat*innengruppe zugrunde liegt.

Migrationsspezifische Ansätze können schließlich danach unterschieden werden, wie sie mit zugeschriebener natio-ethno-kultureller Differenz umgehen. Nachfolgende Abbildung soll dies für die Ausländer*innenpädagogik und die Interkulturelle Arbeit abschließend verdeutlichen.

Paradigmatische Ansätze	Ausländerpädagogik	Interkulturelle Pädagogik
Merkmale		
Wer gilt als »Anderer«?	spezifische Andere (»Ausländer«)	alle sind (einander) Andere
Unterscheidungskriterium	Pass/Herkunft	Kultur
Thematischer Fokus	(Sprach-)Fertigkeiten	Identität
Unterschiedskonzept	Defizit	Differenz
Handlungsperspektive	Assimilation	Anerkennung
Handlungskonzept	Förderung, Kompensation	Begegnung, Verstehen

Abb. 2: Die „Anderen“ in „Ausländerpädagogik“ und „Interkultureller Pädagogik“ (Mecheril 2010a, 61)

Trotz aller kritischen Diskussionen um Interkulturelle Pädagogik hat sich der Ansatz bis heute als innovativ und angemessen behaupten können (Kunz 2015b, 154).

4.2. (Trans-)migrationspädagogische Perspektive

Migration ist ein hochpolitisiertes Thema, da es auch immer darum geht, wie ein nationalstaatlicher Raum seine Grenzen festlegt und wie er mit Differenz und Ungleichheit umgehen will (Mecheril 2010a, 67). Diese politische Dimension von Migration beeinflusst auch die Migrationsforschung, die sich als Reaktion auf das gesellschaftliche Problem „Migration“ entwickelt hat (ebd.). Das gängige, in gesellschaftlichen, aber auch sozialwissenschaftlichen Diskursen geteilte Konzept von Migration interpretiert dabei die dauerhafte und geographische Verlagerung des Lebensmittelpunktes aus nationalstaatlicher Raumperspektive heraus (Kunz 2015a, 75f). „Es beruht wesentlich auf der Binarität von Herkunftsland/Ankunftsland macht nationale Grenzen zur natürlichen Einheit der Forschung, setzt Gesellschaft mit Nationalgesellschaft gleich und beschreibt Menschen aus der Perspektive des Ankunftslandes als sog. Fremde“ (ebd., 76). Der migrationspädagogischen Perspektive liegt der migrationswissenschaftliche Ansatz der Transmigration zugrunde. Hierbei wird das Konzept „Migration“ nicht aus nationalstaatlicher Perspektive heraus interpretiert, Gesellschaft wird nicht mit Nationalgesellschaft gleichgesetzt und nationale Grenzen werden nicht zur natürlichen Einheit der Forschung.

Der transnationale Ansatz wendet sich damit klar gegen den – auch in den Sozialwissenschaften – vorherrschenden methodologischen Nationalismus¹¹. Nationen sind schließlich „imagined communities“ (Mecheril 2010, 14).

Perspektiven Ebenen	»Immigration«	»Multikulturelle Gesellschaft«	»Transmigration«
Phänomenale Ebene	Aus- und Einwanderung	kulturell-ethnische Minderheiten	Pendelmigration, Mehrfachzugehörigkeit
Explanative Ebene	Stufen der Eingliederung	Kulturelle Identität	transnationale Räume, hybride Identität
Normative Ebene	Assimilation	Anerkennung von Differenz	Anerkennung des Mehrwertigen

Abb. 3: Drei migrationswissenschaftliche Perspektiven (Castro Varela; Mecheril 2010, 44)

Migration kann schließlich als soziale Konstruktion entlang der Differenzlinie „nation-ethno-kulturelle Zugehörigkeit“ gesehen werden. Unterschiede zwischen Migrant*innen und Nicht-Migrant*innen werden dabei sozial hergestellt. Dies verdeutlicht auch der von Paul Mecheril geprägte Begriff „Migrationsandere“. Diese Formulierung verweist zudem auf die Charakteristika der Prozesse und Strukturen, die „Andere“ erst erzeugen (Mecheril 2010b, 17). Es geraten zudem gesellschaftliche und soziale Prozesse der Pluralisierung und Mehrfachzugehörigkeiten in den Blick.

Migration kann aus der migrationspädagogischen Perspektive als Grenzüberschreitung gesehen werden: Sie thematisiert und problematisiert Grenzen, die häufig erst in deren Überschreitung sichtbar und wirkmächtig werden. Dabei sind nicht nur territoriale, nationalstaatliche Grenzen gemeint, sondern insbesondere symbolische Grenzen der Zugehörigkeit. Damit wird eine moralische Herausforderung an Gesellschaften in Bezug auf Migration deutlich: Eine grundsätzliche Ebene gesellschaftlichen Zusammenlebens wird berührt in der Frage, wie wir zusammenleben möchten (Khakpour; Mecheril 2018, 21).

Migrationspädagogik problematisiert die Idee von Integration. Dem (Alltags-)Verständnis von Integration wohnt dabei ein „ideologisches Instrument zum Aufherrschen einseitiger Anpassungserwartungen an die Adresse von Migrant_innen“ inne und weist mit seiner „einseitigen Adressierung und dem ihm innewohnenden paternalistischen Verständnis von Mehrheits- und Minderheitsgesellschaft eine reduzierte und

¹¹ Der methodologische Nationalismus „betrachtete die Nationalgesellschaften und Nationalstaaten als gleichsam natürliche Bezugseinheiten für die Untersuchung der menschlichen Lebenszusammenhänge“ (Pries 2010, 10). Der Nationalstaat dient dabei als Referenzfolie für soziologische Analysen und Forschungen, wodurch ein Containerbild von Gesellschaft gezeichnet wird, innerhalb dessen Kultur, Politik, Ökonomie und Gemeinschaft durch ein klar definiertes Territorium begrenzt werden (Schweppe; Schröder 2010, 94).

unterkomplexe Sichtweise auf gesellschaftliche Teilhabe von Menschen mit Migrationshintergrund“ auf, womit bestehende Macht- und Verteilungsasymmetrien verfestigt werden (Kunz 2015b, 155f).

Anliegen der Migrationspädagogik ist das Hinter- und Befragen der hergestellten Differenz im Kontext ihrer gesellschaftlich wirksamen Macht- und Dominanzverhältnisse. Sie richtet ihren Blick auf natio-ethno-kulturelle Andersheit und deren Zugehörigkeitsordnungen, in denen sich diese Andersheit konkretisiert (Mecheril 2010b, 17). Sie versteht sich demnach als dekonstruktiver Ansatz. Migrationspädagogik fragt weiterhin danach, wie Soziale Arbeit an der (Re)Produktion dieser Zugehörigkeitsordnungen beteiligt ist und wo Möglichkeiten zur Veränderung dieser Ordnung liegen (ebd.,15). Sie ermöglicht eine macht- und dominanzkritische Auseinandersetzung mit der Herstellung von natio-ethno-kultureller Differenz.

Die unterschiedlichen Programmatiken der Ausländer*innenpädagogik, der Interkulturellen Pädagogik und der Migrationspädagogik sollen abschließend anhand der folgenden Abbildung noch einmal verdeutlicht werden.

pädagogische Ansätze	Ausländerpädagogik	Interkulturelle Pädagogik	Migrationspädagogik
Merkmale			
Diagnose	Defizit	Differenz	Macht
Adressat*innen	„Ausländerkinder“	„Kulturell andere“ und einheimische/deutsche Kinder und Jugendliche	Bildungsinstitutionen und pädagogische Fachkräfte
Ziele	Assimilation und Rückkehr	Integration, Anerkennung, kulturelle Vielfalt	Problematisierung von Machtverhältnissen
Praxis	Nacherziehung, Förderung, Kompensation	Begegnung, Informationen über die je Anderen, Toleranz	Reflexion von und Kritik an machtvollen Unterscheidungspraxen
Gesellschaftsmodell	„Kulturell homogene“ Gesellschaft	„Multikulturelle“ Gesellschaft	Migrationsgesellschaft
Schlüsselbegriffe	„Gastarbeiter“, „Ausländerkinder“	Menschen mit Migrationshintergrund, Kultur, Integration	Migrationsandere, Kulturalisierung, Othering, Rassismus, natio-ethno-kulturelle Mehrfachzugehörigkeit

Abb. 3: Charakteristika der Konzepte „Ausländerpädagogik“, „Interkulturelle Pädagogik“ und „Migrationspädagogik“ (Linnemann; Wojciechowicz; Yiligin 2016, 65)

5. Soziale Arbeit und die Differenzkategorie „Behinderung“

Die Soziale Arbeit beschäftigt sich seit jeher mit der Bearbeitung der Differenz von Normalität und Abweichung. Die Differenzkategorie „Behinderung“ spielt hierbei eine bedeutende Rolle. Der Behinderungsbegriff ist noch recht jung. Er etablierte sich mit der sogenannten „Eingliederungshilfe für Behinderte“, die Anfang der 1960er Jahre im Bundessozialhilfegesetz eingeführt wurde (Bretländer 2015, 88). Aus sozialrecht-

licher Perspektive gelten in Deutschland laut Neuntem Sozialgesetzbuch (SGB IX) § 2 Abs. 1 Menschen als „behindert“, „die körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, die sie in Wechselwirkung mit einstellungs- und umweltbedingten Barrieren an der gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft mit hoher Wahrscheinlichkeit länger als sechs Monate hindern können. Eine Beeinträchtigung nach Satz 1 liegt vor, wenn der Körper- und Gesundheitszustand von dem für das Lebensalter typischen Zustand abweicht“.

Die Differenzkategorie „Behinderung“ kann schließlich als Abweichung einer körperlichen Normalitätsvorstellung – die hier im Sozialrecht allerdings nicht näher definiert wird – gekennzeichnet werden. Behinderung wird im Verhältnis zu Normalität konstruiert: „Normalitätsvorstellungen einer kapitalistisch-orientierten Leistungsgesellschaft weisen dem „Basis-Normalfeld Leistung“ und damit der Leistungsfähigkeit von Menschen (wie auch der Gesundheit und Intelligenz) einen herausragenden Stellenwert zu. Mit anderen Worten: Der leistungsstarke (gesunde, intelligente) Mensch wird zum Maßstab von Normalität erhoben“ (Bretländer 2015, 94). Die Normalitätsabweichung geht dabei mit normativen Zuschreibungen, wie „hilfsbedürftig“, „nicht-leistungsfähig“ oder „bemitleidenswert“ einher und markiert machtvolle Zugehörigkeitsordnungen. Die gesellschaftliche Bedeutung der Differenzkategorie „Behinderung“ drückt sich also in einem Verhältnis aus, das über Normalität und Nicht-Normalität sowie Legitimität und Illegitimität einer Gesellschaft maßgeblich entscheidet (Dannebeck 2016, 486).

Durch Emanzipationsbewegungen und politische Initiativen geriet in den letzten Jahrzehnten das Recht auf Selbstbestimmung und Teilhabe von behinderten Menschen in den Fokus. „Das System der Behindertenhilfe befindet sich spätestens seit der Einführung des Neunten Sozialgesetzbuches (SGB IX 2001) im Wandel: Das Prinzip der Fürsorge wird durch Ansprüche auf Teilhabe und Selbstbestimmung abgelöst, das Wunsch- und Wahlrecht von Menschen mit Behinderung zumindest im Ansatz gestärkt“ (Stoy; Tolle 2015, 161). Trotz rechtlicher Grundlagen, die die Selbstbestimmung und Teilhabe ermöglichen und gewährleisten sollen, ist die Lebenswirklichkeit von behinderten Menschen geprägt von Barrieren, Ausschlüssen, Diskriminierungen und Folgen und Praktiken des *ableism*¹². Soziale Praktiken der Ausgrenzung und Abwertung von behinderten Menschen sind nach Bretländer (2010, 94) geprägt durch:

¹² Von *ableism* wird analog zu den Begriffen Rassismus und Sexismus gesprochen, wenn in einer essentialisierenden Weise Menschen anhand ihrer Körperlichkeit beurteilt werden. Es handelt sich nicht um eine bloße Diskriminierungsform, sondern gleichzeitig um ein Denken, das sich sowohl auf Normativität bezieht als auch Normativität hervorbringt, womit gesellschaftlich ungleiche Macht- und Verteilungsasymmetrien legitimiert und (re)produziert werden (Maskos 2010, o.S.).

- De-Thematisierung,
- Überbetonung der Behinderung,
- direkte Feindseligkeit,
- paternalistische Fürsorge,
- Vermeidungsverhalten,
- Projektion von Ängsten und Konflikten,
- Zuschreibung geringerer Anteile an Leben, Sexualität, Glück, Erfolg und Macht,
- Betonung von Mehrheitsnormen wie Autonomie, Effizienz und Leistungsfähigkeit, Ökonomismus und Ästhetik.

Behinderte Menschen erfahren – wie Migrationsandere – auf allen relevanten sozialen und gesellschaftlichen Ebenen Benachteiligungen und Diskriminierungen, zum Beispiel im Bereich Wohnen, auf dem Arbeitsmarkt oder im Bereich der Bildung (ebd., 93). „Insgesamt ist davon auszugehen, dass zwischen 11% und 15% der Bevölkerung durch Barrieren von der gesellschaftlichen Teilhabe abgehalten werden können“ (Klein 2015, 244).

Statistische Daten über behinderte Menschen werden in Deutschland zum einen durch den Mikrozensus – laut dem 2009 in Deutschland 9,6 Millionen Menschen eine amtlich anerkannte Behinderung haben – und zum anderen durch die Schwerbehindertenstatistik erhoben (Bretländer 2015, 92). Zu berücksichtigen ist hierbei, dass beide Statistiken nur Personen erfassen, die einen Schwerbehindertenausweis beantragt haben.¹³ Mit einem Schwerbehindertenausweis können einerseits bestimmte Nachteilsausgleiche in Anspruch genommen werden, andererseits geht mit dessen Beantragung und Besitz ein erhöhtes Stigmatisierungs- und Diskriminierungsrisiko einher (ebd., 93). Es ist also davon auszugehen, dass mit den statistischen Erhebungen nur ein Bruchteil der Menschen, die Behinderungen erfahren, erfasst werden: „Hierfür gibt es unterschiedliche mögliche Motive, wie unzureichende Informiertheit über Rechte und Leistungen, der Wunsch keine staatliche Unterstützung in Anspruch zu nehmen oder die fehlende Notwendigkeit von Leistungen [...]. Zu denken ist zudem an Personen, die Nachteile/Diskriminierungen durch die Etikettierung als schwerbehindert fürchten (beispielsweise auf dem Arbeitsmarkt aufgrund von Vorbehalten von Arbeitgeberinnen und Arbeitgebern)“ (Wansing; Westphal 2014a, 26).

Aufgabe der Sozialen Arbeit ist es schließlich, auf die Lebensbedingungen behinderter Menschen einzuwirken (Bretländer 2015, 87). Sie beschäftigt sich mit der Vermeidung und dem Ausgleich von Behinderung. Ziel ist hierbei die Förderung der Men-

¹³ Ausgeblendet werden beispielsweise Menschen mit chronischen Erkrankungen (mit Krankheitsschüben, die weniger als 6 Monate dauern) oder pflegebedürftige und alte Menschen mit Einschränkungen (Wansing; Westphal 2014a, 25f).

schen, die Einflussnahme auf deren Umwelt und der Abbau von Barrieren (Stoy; Tolle 2015, 162). Dabei beziehen sich die Anwendungsfelder der Sozialen Arbeit auf verschiedene Lebensbereiche (Bildung und Arbeit, Wohnen etc.). Eine allumfassende, geschlossene Hilfe aus einer Hand gibt es dabei nicht: „Vielmehr existiert für Menschen mit Behinderungen eine breitgefächerte Angebotsstruktur von Hilfen, Diensten und Einrichtungen mit unterschiedlichen Aufgabenstellungen, Schwerpunkten und Bezeichnungen“ (ebd., 162f).

Sozialarbeiterische Interventionen sind dabei mit Normierungs- und Normalisierungsprozessen verbunden. Behinderte Menschen sind dabei dem Anpassungsdruck an gesellschaftliche Normen, Werte und Normalitätsvorstellungen ausgesetzt (Dederich 2010, 173). Die Normalitätsabweichung wird in der Praxis allzu oft als Defizit und negative persönliche Eigenschaft des Menschen betrachtet. Menschen, die der Differenzkategorie „Behinderung“ zugeordnet werden, müssen folglich eine anspruchsvolle und komplexe Identitätsarbeit leisten. Zur Vermeidung von Fehleinschätzungen der eigenen Person oder zur Abwehr von defizitorientierten Zuschreibungen greifen behinderte Menschen auf Praxen des „doing normality“ (Bretländer 2015, 96) zurück: Um den gesellschaftlichen Normalitätserwartungen so weit wie möglich zu entsprechen, kaschieren, verstecken oder verleugnen behinderte Menschen dabei bestimmte Aspekte ihrer Identität (ebd.).

5.1. Erklärungsmodelle von Behinderung

Wie im Kontext der Differenzdimension „ethnische Herkunft“ gehen mit der gesellschaftlichen Entwicklung auch sprachliche Veränderungen und Debatten um die korrekte Begriffswahl einher, wenn von behinderten Menschen die Rede ist. Diese sind auf unterschiedliche Verständnisse und Erklärungsmodelle von Behinderung zurückzuführen, die nachfolgend erläutert werden sollen.

Lange Zeit wurden behinderte Menschen nicht als Teil der Gesellschaft verstanden und nur zögerlich wurden sie als hilfswürdig und hilfsbedürftig erkannt. „Auch behinderte Menschen waren aus der Perspektive des Staates zunächst einmal ein Kostenfaktor, da sie nur bedingt arbeits- und leistungsfähig waren“ (Lamp 2007, 42). Die Möglichkeiten zur Integration und Teilhabe in die Gesellschaft bemessen sich dabei an der Verwertbarkeit, insbesondere an der Eingliederung in den Arbeitsmarkt (ebd., 55). Begriffe wie „Idiot*in“, „Schwachsinnige*r“, „Krüppel“ oder „Missgestalt“ „haben das Phänomen Behinderung im Verständnis einer defektorientierten Abweichung von

physischer oder geistiger Normalität zum Ausdruck gebracht“ (Bretländer 2015, 88). Bis in die 1960/70er Jahre dominierte damit eine medizinische Sichtweise von Behinderung, die mit ökonomischen Gesichtspunkten verknüpft war. In dieser defizitorientierten und individualistischen Sichtweise wird die individuelle Schädigung einer Person mit Behinderung gleichgesetzt, wobei die Abweichung von der Normalität auf die ganze Person verallgemeinert und zum Hauptmerkmal einer Person erhoben wird unter der sie ihr gesamtes Leben zu leiden hat und deshalb Hilfe benötigt (ebd.).

Die bereits dargestellte gesellschaftliche Entwicklung im Umgang mit Differenz hatte schließlich auch Auswirkungen auf den Umgang mit der Differenzkategorie „Behinderung“: Mit der Flexibilisierung der Normalitätszonen wurde im Zuge der Behindertenbewegung der 1970er Jahre eine grundlegende Kritik an dem vorherrschenden Verständnis von Behinderung laut und es kamen auch weitere Dimensionen von Behinderung in den Blick: „In der Behindertenpädagogik kann, weil der vormals weithin unhinterfragt gültige biologische Behinderungsbegriff, der eine strikte Trennung von behindert und nicht-behindert vorsieht, durch soziale und gesellschaftliche Dimensionen flankiert wird, ein positiver Bezug zur Normalität hergestellt werden: gerade weil der Normalitätsbegriff flexibler geworden ist, kann auch Behinderung zur Normalitätszone zählen“ (Lamp 2007, 117). Durch emanzipatorische Bewegungen, wie zum Beispiel die „Krüppelbewegung“, machten behinderte Menschen selbst auf den Zusammenhang von gesellschaftlicher Normalität und der damit einhergehenden Kontrolle und Sanktionierung des Abweichenden aufmerksam (ebd., 104). Langsam setzte sich die Erkenntnis durch, dass behinderte Menschen lernen und befähigt werden können; war doch die Anerkennung ihrer Lern- und Entwicklungsfähigkeit lange keine Selbstverständlichkeit (Stoy; Tolle 2015, 160).

Im Zusammenhang mit nationalen und internationalen Debatten kam es zu einem Paradigmenwechsel in der Perspektive auf Behinderung: Die Schädigung einer Person wurde nun von den möglicherweise daraus folgenden Aktivitätseinschränkungen und gesellschaftlichen Behinderungen getrennt betrachtet (Bretländer 2015, 88). Damit entstand das sogenannte „Krankheitsfolgemodell“ von Behinderung, bei dem die individuelle Schädigung einer Person als Ursache für die mangelnde Teilhabe in der Gesellschaft gesehen wird (ebd., 91). In der Kritik steht es aufgrund seiner Nähe zum medizinischen Modell; auch hier werden – als einseitiger Ausgangspunkt – die Schädigung eines Menschen als Ursache und gesellschaftliche Bedingungen als Folge von Benachteiligung und Diskriminierung gesehen (ebd., 89).

Im Zuge der Kritik am Krankheitsfolgemodell von Behinderung hat die Weltgesundheitsorganisation (WHO) 2001 die International Classification of Functioning, Disability and Health (ICF) herausgegeben, die der Bedeutung von Kontextfaktoren einen zentralen Stellenwert beimisst. Umweltfaktoren werden dabei mit personenbezogenen Faktoren verknüpft, die miteinander in Wechselwirkung stehen und bedeutend für alltägliche Aktivitäten und letztlich gesellschaftliche Teilhabe sind (ebd., 89f). Folgende Abbildung soll die Wechselwirkung der Kontextfaktoren verdeutlichen.



Abb. 4: Wechselwirkungen zwischen den Komponenten der ICF (Bretländer 2015, 90)

Auch das Behinderungsverständnis der Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen (UN-BRK) und das Verständnis von Behinderung im SGB IX gründen auf jenem Wechselwirkungsmodell. Dieses bezieht sich auf Kontextfaktoren, die den gesamten Lebenshintergrund einer Person umfassen sollen; zum einen Umweltfaktoren (materielle, soziale und einstellungsbezogene Faktoren) und zum anderen personenbezogene Faktoren (zum Beispiel Geschlecht, Alter, Migrationserfahrung, ethnische Zugehörigkeit, Bewältigungsstrategien) (Wansing; Westphal 2014a, 19). Dabei können sich diese Faktoren im Sinne von Ressourcen förderlich oder im Sinne von Barrieren hinderlich auf die gesellschaftliche Teilhabe auswirken (ebd.). Dennoch sind mit der Bezeichnung Behinderung negativ aufgeladene Zuschreibungen verbunden. „Die Umstände sind es, die das Leiden mitverursachen. Körper ohne Gesellschaft ist undenkbar, auch Schmerzen und Abhängigkeit haben etwas mit der Situation der Pflege, finanziellen Ressourcen und dem Medizinbetrieb zu tun. Doch diese Erkenntnis will sich nicht so recht herumsprechen. Menschen mit Behinderung sind in den Augen der Mehrheit immer noch ‚von Natur aus arm dran‘“ (Maskos 2010, o.S.).

5.2. Die Perspektive der Disability Studies

„Im ‚biopsychosozialen‘ Ansatz der ICF werden Gesundheitsprobleme zwar ins Verhältnis zu Umweltbedingungen gesetzt, sie werden aber hier nach wie vor als Ursache für Beschränkungen der Teilhabe angesehen, während die Disability Studies diese Schranken ausschließlich auf gesellschaftliche Bedingungen zurückführen“ (Zander 2016, 1049f). Daher soll folgend die Perspektive der Disability Studies erläutert werden, bei der die soziale und kulturelle Konstruktion der Kategorie „Behinderung“ und deren Bedingungen in den Vordergrund der Betrachtung rücken.

Wie die Gender Studies entwickelten sich auch die Disability Studies aus einer sozialen Bewegung heraus: „Die Disability Studies sind aus der in den späten 1960er und 1970er Jahren entstandenen Behindertenbewegung hervorgegangen“ (Dederich 2010, 170). Sie ist eine emanzipatorisch orientierte politische und soziale Bewegung, die sich für die Rechte und die gesellschaftliche Anerkennung von behinderten Menschen einsetzt (ebd.). Als Gegenentwurf zum Krankheitsfolgemodell entsteht ein sozial-kulturelles Modell¹⁴ von Behinderung, dem eine sozialkonstruktivistische Perspektive zugrunde liegt: „Behindert ist man nicht – behindert wird man“. Diese Sichtweise soll im Folgenden mit den Schreibweisen „be-hindert“ und Be-hinderung zum Ausdruck gebracht werden. Die Bezeichnung „Menschen mit Behinderung“ hingegen weist eine deutliche Nähe zum medizinischen Verständnis von Be-Hinderung auf, da es diese als Merkmal einer Person zuschreibt (Bretländer 2015, 89). Eine Be-Hinderung wird demnach bereits auf begrifflicher Ebene als negative Abweichung markiert und festgeschrieben (Dederich 2010, 175). Zugleich geht mit der Bezeichnung „Menschen mit Behinderung“ eine Zuweisung zu einer als homogen wahrgenommenen Gruppe einher, die die Nicht-Zugehörigkeit zur „normalen“ Mehrheitsgesellschaft kennzeichnet.

Zentrales Differenzmerkmal der Disability Studies ist „ability“, wobei das Präfix „dis“ darauf hinweist, dass etwas anders ist, etwas fehlt oder nicht funktioniert – es weist schließlich auf die Normalitätsabweichung hin (ebd., 175f).¹⁵ Die Auseinandersetzung mit der Bedeutung von Normen und Normalisierungsprozessen sowie „kulturelle, his-

¹⁴ Innerhalb der Disability Studies gibt es zwei Strömungen bzw. Betrachtungsweisen von Be-Hinderung: Das soziale Modell von Be-Hinderung, entstanden in Großbritannien, kennzeichnet die Ursache in Einschränkungen, die durch die Errichtung sozialer Barrieren entstehen. Demgegenüber betrachtet das kulturelle Modell, entstanden in den USA, Be-Hinderung als kulturelles und historisches Phänomen (Dederich 2010, 171f).

¹⁵ „Es sei an dieser Stelle ergänzend angemerkt, dass verschiedentlich der Vorschlag gemacht wurde, den negativen Differenzbegriff ‚disabled‘ durch den nicht wertenden Begriff ‚differently abled‘ zu ersetzen – ein Begriff, der an der Differenz festhält, sie aber als nicht-hierarchisch begreift“ (Dederich 2010, 177).

torische und gesellschaftliche Prozesse, die unsere Wahrnehmung von Behinderung und unser Denken und Handeln angesichts von Behinderung formen“, sind Gegenstand der Disability Studies (ebd., 174). Dabei wird nicht lediglich die Vielfalt an möglichen Erscheinungsformen von Behinderung untersucht, sondern die Bedeutung, die wir diesen beimessen (ebd., 175). Die zentrale These der Disability Studies ist, dass eine Be-hinderung nicht gleichzusetzen ist mit einer medizinisch beschreibbaren Beeinträchtigung eines Menschen: „Demgegenüber unterscheiden die Disability Studies zwischen individueller Beeinträchtigung („impairment“) und gesellschaftlicher Behinderung („disability““ (Zander 2016, 1048). Diesen Unterschied soll folgende Abbildung verdeutlichen:

	Behinderung (disability)	Beeinträchtigung (impairment)
Ursachen	Gesellschaftliche Barrieren	Individuell-zufällig (z. B. Genetik, Geburtsunfall)
	Diskriminierung (Abwertung, Paternalismus)	Gesellschaftlich-strukturell (z. B. sozial ungleichverteilte Krankheitsrisiken, Arbeitsbelastungen, Krieg)
	Gesellschaftliche Macht-, Konkurrenz- und Ausbeutungsverhältnisse	Gesellschaftlich-verhaltensbedingt (z. B. Alkoholmissbrauch, „ungesunder Lebensstil“ etc.)
(Mögliche) Folgen für die Betroffenen	Ausgrenzung	Hängen von den Charakteristika der Beeinträchtigung ab (z. B. sichtbar/unsichtbar, schmerzhaft/nicht schmerzhaft etc.)
	Benachteiligung	
	(Problematische) Bewältigung	
In der allgemeinen Wahrnehmung	Wird kulturell gedeutet Wird leicht mit Beeinträchtigung verwechselt	Wird kulturell gedeutet

Abb. 5: Unterschiede zwischen „impairment“ und „disability“ (Zander 2016, 1049)

Damit wird letztlich nicht das Individuum selbst zum Forschungsgegenstand, sondern gesellschaftliche Barrieren und Ausgrenzungsprozesse: „Das zentrale Thema der Disability Studies ist aber die analytische Re- und Dekonstruktion der Prozesse, durch die die Differenzkategorie ‚Behinderung‘ hergestellt wird. Gemeint sind damit Prozesse der Grenzziehung(en), ihre Verschiebungen und Mechanismen der Aufrechterhaltung zwischen ‚Behinderten‘ und ‚Nichtbehinderten‘“ (Dederich 2010, 175).

Eine individuelle Beeinträchtigung wird schließlich nicht als Ursache für eine Be-Hinderung angesehen; genauso wenig, wie Geschlechtsmerkmale oder die Hautfarbe als Ursache von Sexismus oder Rassismus angesehen werden (Zander 2016, 1048). Be-Hinderung kann demnach als gesellschaftliche Ausgrenzung und Benachteiligung auf der Grundlage von individuellen Schädigungen definiert werden. Dabei werden Beeinträchtigungen zur Legitimation von gesellschaftlichen Hierarchieverhältnissen, Macht und sozialer Ungleichheit herangezogen. Be-Hinderung umfasst „alle gesell-

schaftlichen Schranken, die Menschen mit Beeinträchtigungen auferlegt werden, vom persönlichen Vorurteil bis zu institutioneller Diskriminierung, von unzugänglichen öffentlichen Gebäuden bis zu unbenutzbarem öffentlichem Nahverkehr, von segregierenden Bildungseinrichtungen bis zu ausgrenzenden Arbeitsverhältnissen“ (ebd.).

Die Disability Studies sehen sich dem Prinzip der Selbstbestimmung verpflichtet, das, dem anderen Erklärungsmodellen von Be-Hinderung zugrunde liegende Prinzip der Fürsorge, entgegengestellt wird. „Gegenüber den traditionell mit paternalistischer Macht ausgestatteten Wissenschaftlern, Professionellen und Institutionen treten Betroffene nun als Experten in eigener Sache auf, fordern Gleichberechtigung und Anerkennung ein und wenden sich der Forschung und Theoriebildung zu. Damit wird die Definitions- und Gestaltungsmacht der interventionsorientierten Disziplinen radikal in Frage gestellt“ (ebd., 182).

Aus der Perspektive der Disability Studies ist Soziale Arbeit aufgrund von kontinuierlichen Normierungs- und Normalisierungsprozessen am Prozess der negativen Aufladung der Differenzkategorie „Behinderung“ beteiligt (Kessl; Plößer 2010, 12). Sie wird somit als historisch machtvolle Instanz begriffen, „deren zentrale Funktion darin besteht, Behinderung als Negativabweichung zu identifizieren und als Problem individuell zu bearbeiten“, womit sie einen bedeutenden Beitrag dazu leistet „Behinderung als sozialen und gesellschaftlichen Sachverhalt überhaupt erst hervorzubringen“ (Dederich 2010, 170).

6. Zwischenfazit – ein Plädoyer für Differenzsensibilität

Mit den dekonstruktiven Perspektiven der Migrationspädagogik und der Disability Studies kann der sozialen Konstruktion beider Differenzkategorien Rechnung getragen werden. Geht es bei der migrationspädagogischen Perspektive um migrationsgesellschaftliche Differenzverhältnisse, stehen im Fokus der Disability Studies körperorientierte Differenzlinien in Bezug auf „ability“. Jedoch verstehen sie sich als Ansätze für jeweils eine der Dimensionen und lassen sich in ihren theoretischen Überlegungen nicht schlicht auf die jeweilige andere übertragen. Nachfolgend sollen nun Gemeinsamkeiten in der Differenzbearbeitung herausgestellt werden, um schließlich für eine differenzsensible Soziale Arbeit – als ein übergreifendes Paradigma in der Auseinandersetzung mit Differenz – zu plädieren.

6.1. Gemeinsame Betrachtung der Differenzkategorien

Die Kategorisierungen „Migration“ und „Behinderung“ sind Ausdruck der gesellschaftlichen Vielfalt und Verschiedenheit. Sie bilden zum einen spezialisierte Themen, um die herum sich zielgruppenspezifische Handlungsfelder der Sozialen Arbeit ausbuchstabieren, zum anderen sind sie als Querschnittsaufgaben zu verstehen, da sich Soziale Arbeit stets mit Behinderungs- und/oder Migrationsphänomenen konfrontiert sehen muss (Dannebeck 2014, 84).

„Behinderung und Migration werden gesellschaftlich konstruiert. Aus der Perspektive traditioneller Forschung und alltäglicher Diskurse erscheint diese Feststellung abwegig, schließlich gäbe es doch Behinderte und Migrant_innen“. (Attia 2013, S.3). Migrationsandere und Be-Hinderte sind Teil der gesellschaftlichen Wirklichkeit, aber: „erst durch soziale und individuelle Praxen, in welchen auf diese Kategorien zurückgegriffen wird, werden diese wirkmächtig, d.h. etablieren sich als subjektive gesellschaftliche Realitäten“ (Kunz 2015a, 75). Beide Differenzkategorien sind also soziale Konstruktionen, die sich sowohl auf strukturell-institutioneller Ebene als auch in alltags- und lebensweltlichen Interaktionen konstituieren (Wansing, Westphal 2014, 34). Ihnen zugrunde liegen dabei Abweichungen von Normalitätsverständnissen und -erwartungen der Gesellschaft. Dabei wird laut Dannebeck (2014, 85) die soziale Konstruktion und die gesellschaftliche Wirksamkeit der Differenzkategorien in der Sozialen Arbeit nicht angemessen und ausreichend reflektiert.

„Soziale Arbeit ist als Disziplin und Profession an diesem gesellschaftlichen Konstruktionsprozess beteiligt, indem sie als ‚Expert_in im Kontext sozialer Probleme‘ den Gegenstand, dem sie sich professionell widmet, zugleich erst als solchen mit herstellt und mit definiert“ (Schütte-Bäumner 2010, 78). Behinderung und Migration werden als personale Kategorie, als ein So-Sein, als individuelles Merkmal und Defizit gesehen (Wansing; Westphal 2014, 37). Die Normalitätsabweichung wird zur defizitären Abweichung und „Ge-anderte“ werden als „defizitäre Andere“ hervorgebracht (Arens et al 2013, 13). Hier greift nun der Normalisierungsauftrag der Sozialen Arbeit, demnach die Defizite behoben und Normalität hergestellt werden sollen. Migration und Behinderung werden damit schließlich als „soziale Probleme“ konstruiert und kommuniziert. Dabei gehen diese mit unterschiedlichen Bewertungen und gesellschaftlichen Erwartungen einher: „Auf dem Arbeitsmarkt wird Behinderung beispielsweise häufig immer noch pauschal mit verminderter Leistungsfähigkeit gleich gesetzt [sic], es wird den Menschen keine Erwerbsarbeit zugetraut, oder anders formuliert: es wird nichts von ihnen erwartet. Im Falle von Migration verhält es sich nahezu umgekehrt,

mit erfolgreicher Integration sind immer auch Erwartungen von bzw. Verpflichtungen zur Leistung verbunden [...]“ (Wansing; Westphal 2014, 35). Der Wert von Be-hinderten und Migrationsanderen wird danach bemessen, welchen Beitrag sie für unsere Gesellschaft leisten können, womit gesellschaftliche Bilder der „Nutzlosigkeit“, der „Überflüssigkeit“ und „Belastung“ erzeugt werden (Castro Varela; Mecheril 2010, 31).¹⁶ Migrationsandere und be-hinderte Menschen werden als problembelastet angesehen, wobei ein defizitorientierter Blick auf die Differenzkategorie und damit auf die einzelnen Individuen gerichtet ist. Häufig steht die Differenzkategorie und deren Bearbeitungsnotwendigkeit im Vordergrund und nicht der einzelne, spezifische sozialarbeiterische Fall mit all seinen individuellen Ressourcen und Belastungen. Schließlich besteht die Gefahr, dass ein Einzelfall an die jeweilige Differenzkategorie mit den zu erwartenden Belastungen und Problemlagen angepasst wird.

Anhand verschiedener variabler und teilweise willkürlicher Merkmale – gleich, ob zutreffend oder nicht – werden be-hinderten Menschen und Migrationsanderen Erfahrungshintergründe zugeschrieben, die als homogen betrachtet werden. Generalisierende Betrachtungen verdecken dabei allerdings die Vielfalt und Unterschiede einer sonst heterogenen Gruppe (Kunz 2015a, 80). So stellt die Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege (BAGFW 2012, 2f) ihrer gemeinsamen Erklärung zur interkulturellen Öffnung und zur kultursensiblen Arbeit für und mit Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund fest: „Sowohl ‚Menschen mit Migrationshintergrund‘ als auch ‚Menschen mit Behinderung‘ stellen Kollektivbegriffe dar, hinter denen sich eine große Vielfalt von Lebenslagen, Modellen der Lebensführung und Unterstützungsbedarfen verbergen“.

Kategorisierungen und Konstruktionen werden herangezogen, um Andersheit zu markieren und sicht- und kommunizierbar zu machen (Kunz 2015a, 75). Dabei dienen diese Markierungen von Unterschieden in der Gesellschaft zur Legitimation und zur (Re-)Produktion von hegemonialen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen. Migration und Behinderung thematisieren und problematisieren schließlich Grenzen: Grenzen der Normalität, Grenzen der Zugehörigkeit und Teilhabe. Sie können damit als bedeutende Dimensionen von sozialer Ungleichheit gekennzeichnet werden. Migrationsandere und be-hinderte Menschen unterliegen besonderen Teilhabebbarrieren und Benachteiligungsrisiken: eingeschränktem Zugang zu Bildung und Arbeit, materieller

¹⁶Nach Castro Varela und Mecheril (2010) schließen diese Bilder an rassistische und koloniale Bilder der „Gesellschaftsschädlichkeit“ an.

Sicherheit, zum Wohnungsmarkt und zu allgemeinen Hilfe- und Sozialsystemen (BAGFW 2012, 1f).

Die professionelle und disziplinäre Beschäftigung mit den Differenzkategorien erfolgt überwiegend nicht aus der Perspektive der Migrationsanderen und behinderten Menschen.¹⁷ Somit obliegt die Deutungshoheit und -macht über die Lebenslagen der gesellschaftlichen Minderheiten unter anderem den – mit zugewiesener Expertise – Institutionen der Sozialen Arbeit. Damit drückt sich Macht und Dominanz als hegemoniale Praxis in Bezug auf die Normalisierungsarbeit sozialarbeiterischer Theorie und Praxis aus.

6.2. Differenzsensibilität in der Auseinandersetzung mit Vielfalt und Differenz

Menschen werden geprägt durch vielfältige Teilhabe- und Ausschlusserfahrungen, die auf unterschiedliche Zugehörigkeiten und – sich zum Teil widersprechenden – Erfahrungshintergründen rekurren. Zuweisungs- und Zuschreibungspraktiken der Sozialen Arbeit führen schließlich dazu, dass sich Individuen zu diesen entsprechend verhalten müssen: „Die Handlungsspielräume der Subjekte erweisen sich insofern als durch und in den Differenzordnungen und -verhältnissen normativ vorstrukturiert, also nicht als unbegrenzt und frei, sondern als bedingt, begrenzt und spezifisch.“ (Arens et al 2013,15). Dabei müssen Etikettierungen wie „Behinderung“ oder „Migration“ weder mit der eigenen Selbstwahrnehmung noch mit dem sozialrechtlichen Status übereinstimmen (Wansing; Westphal 2014, 34). Gleichwohl haben diese Stigmatisierungen Einfluss auf die Selbstbeobachtung und das eigene Gefühl der Zugehörigkeit. Um im Hilfesystem „passend“ zu sein und entsprechende Angebote wahrnehmen zu können, ordnen sich jene Menschen schließlich den zugewiesenen Differenzkategorien zu (Bretländer; Köttig; Kunz 2015, 9). Defizitäre Zuschreibungen, die auf hegemonialen Normalitätserwartungen beruhen, werden folglich genutzt, um kompensatorische und zielgruppenspezifische Sondermaßnahmen zu rechtfertigen (Arens et al 2013, 13).

Dennoch orientieren sich die Angebotslandschaft und die Handlungsfelder der Sozialen Arbeit an einzelnen Differenzkategorien und damit festgeschriebenen Zielgruppen. Zielgruppenspezifität ist mitunter ein Qualitätsmerkmal Sozialer Arbeit. Jedoch

¹⁷ „Vielmehr wurden Forschungen betrieben, Theorien entwickelt und Praxis konzipiert, die aus der Perspektive von nichtbehinderten bzw. weißen-deutschen-christlichen/-säkularen Wissenschaftler_innen und Praktiker_innen jene Aspekte von ‚Behinderung‘ und ‚Migration‘ in den Mittelpunkt stellten, die ihnen selbst als ‚beschädigt‘ und ‚fremd‘ erschienen“ (Attia, 2013, 1).

scheint sie vor dem Hintergrund einer heterogenen Gesellschaft nicht geeignet, hegemoniale Diskurse und Zusammenhänge, sowie die Bedeutung der sozial konstruierten Differenzkategorien erkennen zu können. Im Gegenteil scheint sie prädestiniert zu sein Macht- und Dominanzverhältnisse auszublenden. Einerseits können mittels Zielgruppen Menschen mit „differenzspezifischen“ Erfahrungen Unterstützungen erhalten, andererseits „erzeugen diese Spezialangebote aber auch negative Effekte im Hinblick auf gesellschaftliche Teilhabe: Menschen werden auf der Basis ihrer Erfahrungshintergründe oder zugewiesener Differenzmerkmale in darauf ausgerichtete Hilfsangebote vermittelt. Damit werden sie auf ein spezifisches Merkmal oder einen Erfahrungshintergrund reduziert, während andere Erfahrungsebenen und Merkmale [...] zu wenig beachtet werden“ (Bretländer; Köttig; Kunz 2015, 7). Auch politische Förderrichtlinien und -programme beziehen sich überwiegend auf diese gängige Referenzfolie der isolierten Einzeldimensionen, womit jene Kategorisierungen, entsprechende Zielgruppenfixierungen und signifikante Angebote immer wieder gefestigt und reproduziert werden (müssen) (ebd., 7f).

Wie deutlich geworden ist, steht eine kritische Auseinandersetzung mit der Bewertung von zugeschriebenen Merkmalen und zugrunde liegenden gesellschaftlichen Normen und Bewertungsmustern innerhalb der Sozialen Arbeit längst aus. Differenzpraktiken (doing difference), bei denen Menschen als „Andere“ markiert (othering), als zur „normalen“ Mehrheit Nicht-Zugehörige gekennzeichnet und schließlich als Zielgruppe der Sozialen Arbeit fixiert werden, müssen reflektiert und hinterfragt werden. „Notwendig ist also ein Problembewusstsein in Bezug auf Differenz, Heterogenität, Hybridität und Vielfalt [...]“ (Lamp 2007, 203). Hierzu soll im Folgenden eine Differenzsensibilität in der Auseinandersetzung und im Umgang mit sozial konstruierter Differenz als übergreifendes Paradigma der Sozialen Arbeit vorgeschlagen werden. Dieses kann – so die These – einen reflexiven Blick auf die Verstrickungen der Sozialen Arbeit in die hegemonialen Differenzpraxen und damit verbundener sozialer Ungleichheit bieten.

7. Differenzsensible Soziale Arbeit

In der einschlägigen Literatur finden sich vielfältige Verweise auf differenzsensible Konzepte, die mitunter auch als Diversity-, Diversitäts- oder diversity-sensible/-be-

wusste Konzepte oder Ansätze bezeichnet werden.¹⁸ Ihnen allen gemein ist, dass sie gesellschaftliche Vielfalt und Heterogenität als Ausgangspunkt der Auseinandersetzung betrachten. Dabei rekurren diese Ansätze auf verschiedene sozialwissenschaftliche Forschungsbereiche.¹⁹ Überdies sind sie im Zusammenhang mit Debatten um Antidiskriminierung und Chancengleichheit entstanden (Schwarzer 2015b, 195). Auf diese Ansätze kann hier nur exemplarisch Bezug genommen werden. Stattdessen werden im Folgenden gemeinsame Verständnisse, Ziele und schließlich Grundprinzipien einer differenzsensiblen Sozialen Arbeit herausgearbeitet.

Ausgangspunkt einer differenzsensiblen Sozialen Arbeit ist, „dass Personen in ihrer Identität und gesellschaftlichen Positionierung stets verschiedene soziale Zugehörigkeiten gleichzeitig ausbilden, die anhand von Gruppenkategorien [...] begrifflich gefasst und als sozial hervorgebracht gedacht werden“ (Wansing; Westphal 2014, 38). Im Mittelpunkt steht damit nicht mehr ein einzelnes insoliertes Differenzmerkmal, sondern es wird zunächst nach Kontexten gefragt, in welchen die Differenzlinien überhaupt erst relevant werden, um anschließend zu klären, in welcher Weise und mit welchen Folgen der Unterschied einen Unterschied macht. Differenzen und Grenzbeziehungen sind vielfältig und in teils widersprüchlicher Weise wirksam, weshalb sie in der Sozialen Arbeit systematisch berücksichtigt werden müssen (Lamp 2007, 196f). Einer differenzsensiblen Sozialen Arbeit liegt ein performatives Differenzverständnis zugrunde, bei dem „Differenz als Prozess und als historisch wie auch normativ kontingentes Ergebnis“ verstanden wird, in das letztlich auch die Akteur*innen Sozialer Arbeit verstrickt sind (Eppenstein 2010, 98). Damit stellt sie binäre Differenzordnungen in Frage und die Praxis des „doing difference“ rückt in den Fokus.

Differenzsensible Soziale Arbeit zielt auf gesellschaftliche Teilhabe aller Menschen. Dabei ist die Grundlage aller Diskussionen um Teilhabe das Vorhandensein von Unterscheidungen zwischen Gruppen von Menschen (Schwarzer 2015a, 37). Es geht jedoch nicht darum Differenzen und ihre Wirkmächtigkeit zu negieren oder unsichtbar zu machen, sondern Vielfalt positiv wertzuschätzen und als Bereicherung und Stärke wahrzunehmen (Schwarzer 2015b, 196). Mit der Rezeption des Diversity Managements beispielsweise können die Prämissen „Vielfalt leben“ und „Vielfalt gestalten“

¹⁸ Hier soll der Begriff *differenzsensibel* verwendet werden, um klar eine sprachliche Unterscheidung zwischen dem Bewusstsein und Wissen über Differenzen und dessen kritisch-reflexiven Umgang zu kennzeichnen.

¹⁹ „Es sind dies die auf die Philosophie des Poststrukturalismus zurückgehenden dekonstruktiven Ansätze vor allem in der feministischen Erziehungswissenschaft, die aus den gay und lesbian studies weiterentwickelte Queer Theory, die als Subdisziplin der Erziehungswissenschaft zu verortende Pädagogik der Vielfalt, Erkenntnisse aus Cultural und Postcolonial Studies und die eher funktionalisierte Variante des Managing Diversity [...]“ (Lamp 2007, 17).

verfolgt werden: „Vielfalt leben kennzeichnet eine Haltung, die das Prinzip der anerkannten Gleichwertigkeit mit dem Prinzip der anerkannten Verschiedenheit verbindet. Vielfalt gestalten formuliert die Anstrengung eines systematischen Entwicklungsprozesses [...]“ (Schröder 2009, 209). Differenzsensible Soziale Arbeit versucht starre Identitäts- und Zugehörigkeitsgrenzen aufzubrechen und normative Zwänge offen zu legen. Sie problematisiert binäre Differenzordnungen, „indem sie den Gewaltcharakter symbolischer Ordnungen“ aufzeigt „und den als anders, unnormal, unbestimmbar oder unlebbar geltenden Lebensformen“ zu ihrem Recht verhilft (Arens et al 2013, 17). Unter Einbezug der „Cultural Studies“ kann zudem eine erhöhte Sensibilität für die Lebenswelten und die Bedeutung von Alltagspraxen der Adressat*innen erreicht werden (Lamp 2007, 162). Aus den Perspektiven des Empowerments und der Ressourcenorientierung heraus, gilt es in einer sozialarbeiterischen Intervention Handlungsmöglichkeiten zu entwickeln, die viabel für die Person und für die Gesellschaft sind und die es schließlich ermöglichen sich von hegemonialen Zuschreibungen zu distanzieren (ebd., 155, 170f).

7.1. Grundprinzipien differenzsensibler Sozialer Arbeit

Fabian Lamp (2007, 177) bezeichnet Differenzsensibilität als Voraussetzung für eine gelingende pädagogische Arbeit in einer heterogenen Gesellschaft. Deshalb sollen nun abschließend Grundprinzipien einer differenzsensiblen Sozialen Arbeit definiert werden.

Dekonstruktivistische Perspektive

Die Auseinandersetzung mit der Konstruktion sozialer Unterscheidungen ist für einen verantwortungsvollen Umgang mit Differenz von entscheidender Bedeutung, denn „die De-thematisierung der Konstruktion schränkt Behinderte und Migrationsandere in ihrem Subjektstatus, in ihren Perspektiven auf Welt und Gesellschaft und in ihren Handlungsmöglichkeiten ein, womit sie tatsächlich als Andere hervorgebracht werden (Attia 2013, 1). Menschen werden entlang von Differenzlinien sozial und gesellschaftlich positioniert, worauf es mit einer dekonstruktiven Perspektive möglich ist zu reflektieren. Differenzen, binäre Ordnungen und damit einhergehende Macht- und Dominanzverhältnisse werden diskursiv und vor allem sprachlich immer wieder neu hervorgebracht. Sprachliche Unterscheidungen sind also mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen verbunden (Thompson 2016, 68). Eine dekonstruktive Perspektive ermög-

licht schließlich auch eine Mikroperspektive auf Macht zu eröffnen (Lamp 2007, 153) und zielt darauf, auf die komplexen gesellschaftlichen Zusammenhänge aufmerksam zu machen (Attia 2016, 233f). Mit der Dekonstruktion rücken Fragen nach der Herstellung und der gesellschaftlichen Wirkung von Differenzsetzungen in den Blickpunkt.²⁰ Dekonstruktion als Interpretationsperspektive problematisiert binäre Unterscheidungspraxen und befragt grundlegende symbolische Strukturen gesellschaftlicher (Zugehörigkeits-) Ordnungen (Mecheril 2010c, 188f). Als interventionsbezogener Ansatz, der es ermöglicht Prozesse des Wechselverhältnisses zwischen sozialen Rahmenbedingungen und deren individueller Bearbeitung und Bewältigung genauer zu erfassen und dabei nicht auf homogenisierte Erfahrungshintergründe zurückgreifen zu müssen, bietet sich hier beispielsweise die Biographiearbeit an (Kunz 2015a, 81).

Mehrdimensionalität

Als weiteres Grundprinzip differenzsensibler Sozialer Arbeit kann eine Mehrdimensionalität in der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Differenzverhältnissen gekennzeichnet werden, da nicht wie bei den Disability Studies und der Migrationspädagogik nur eine Differenzdimension im Fokus steht. Damit rückt eine Vielzahl von sozialen Ungleichheiten und Diskriminierungsformen in den Blick: Verschiedene Diskriminierungsverhältnisse sowie deren Verwobenheiten werden in eine differenzsensible Soziale Arbeit einbezogen (Schwarzer 2015b, 197). Sie folgt damit einem Antidiskriminierungsanspruch, dem in der sozialarbeiterischen Praxis zum Beispiel mit dem „Anti-Bias-Ansatz“²¹ Rechnung getragen werden kann. Unter Einbezug des Intersektionalitätsansatzes können mehrere Differenzlinien systematisch mitreflektiert und „erstarrte Festschreibungen auf jeweils eine bestimmte Andersartigkeit“ sowie Homogenisierungen aufgedeckt werden (Eppenstein 2010, 102). Hierbei geht es jedoch nicht um die Addition verschiedener Ungleichheiten, sondern: „Eine intersektionale Perspektive ist daran interessiert, die sozialen Positionierungen und Lebenswirklichkeiten von Menschen im Lichte des dynamischen Wechselspiels der verschiede-

²⁰ „Es geht also nicht mehr um die Frage, worin (welche) Differenzen bestehen und wie sie zu beschreiben sind, sondern um die Untersuchung derjenigen Prozesse, die Differenzen herstellen - und nicht zuletzt Subjekte anrufen, sich selbst in den entsprechenden binären Logiken zu begreifen und darzustellen“ (Arens et al 2013, 16).

²¹ Der Anti-Bias-Approach bzw. Vorurteilsbewusste Bildung geht davon aus, dass jeder Mensch Vorurteile hat und Diskriminierungen nicht aus individuellen „Fehlurteilen“ einzelner entstehen, sondern in gesellschaftlichen Strukturen und Ideologien der Ungleichheit verankert sind. Dieser Ansatz richtet sich mit dem Ziel einer erfahrungsorientierten Auseinandersetzung mit Macht und Diskriminierung nicht nur an das Klientel sozialer Arbeit, sondern auch an die Pädagog*innen selbst (Liebscher et al 2010, S. 98f).

nen Heterogenitätsdimensionen, ihrer Überlagerungen, Überschneidungen und Effekte der gegenseitigen Verstärkung, Abschwächung oder des Ausgleichs in verschiedenen Lebensbereichen und -phasen zu beleuchten“ (Wansing; Westphal, 38).

Anerkennung von Differenz

Differenzsensible Soziale Arbeit bestimmt Anerkennung von Unterschieden als ein normatives Grundprinzip im Umgang mit Differenz. Mit den sozialen Bewegungen in den 1970er Jahren gerät die interaktionstheoretische Perspektive der Anerkennung von differenten Lebensweisen in den Blick (Lamp 2007, 204).²² Auseinandersetzungen um Anerkennung stellen dabei herrschende gesellschaftliche Normen infrage und problematisieren institutionelle Normalitätserwartungen (Mecheril 2010c, 181). Rainer Winter (2016, 475) bezeichnet die intersubjektive Anerkennung schließlich als „Voraussetzung für die Entwicklung der Identität und ein gelingendes Zusammenleben“. Die Bundesrepublik Deutschland ist grundlegend dem Grundsatz von Gleichheit verpflichtet. Mit dieser Gleichheitsforderung kommt dabei einerseits ein Dominanzanspruch der Mehrheitsgesellschaft zum Ausdruck.²³ Andererseits droht mit dieser Gleichheitsforderung eine Benachteiligung durch Gleichbehandlung (Mecheril 2010c, 182). Anerkennung ist schließlich erforderlich, um unter den Bedingungen von Pluralität die gesellschaftliche Wirksamkeit von Differenzsetzungen sichtbar zu machen und ein System zu schaffen, dass gesellschaftliche Vielfalt anspricht und ihr entspricht (ebd., 183). Anerkennung soll dabei in einer differenzsensiblen Sozialen Arbeit, die einer dekonstruktiven Perspektive folgt, nicht als Anerkennung im Sinne einer affirmativen und festschreibenden Bestätigung der Differenz und als Identifizierung im Sinne von „Othering-Prozessen“, sondern – um nicht zur bloßen „Exklusionsverwalterin“ (Lamp 2007, 17) zu verkommen – als Anerkennung von Differenz unter den Bedingungen machtvoller Zuschreibungspraxen ungleichheits(re)produzierender Strukturen verstanden werden (Kessl; Plöcker 2010, 13).

²² „Der Begriff der Anerkennung „markiert die normativen Grundlagen der politischen Ansprüche auf Teilhabe und Selbstbestimmung, die zwar als universelle Ansprüche verstanden, zumeist aber infolge strukturellen Mangels und Nachteilen von Minderheitengruppen formuliert werden“ (Mecheril 2010c, 181).

²³ „Denn Gleichheit in Dominanzverhältnissen bedeutet immer, den herrschenden Lebensstil zum Maßstab zu machen“ (Rommelspacher 1998, 141).

Inklusionsorientierung

Mit dem Ziel der gesellschaftlichen Teilhabe aller Menschen verfolgt differenzsensible Soziale Arbeit die Vision einer inklusiven Gesellschaft. Unter Inklusion wird dabei verstanden, „dass jeder Mensch unabhängig von persönlichen Eigenschaften und individuellen Fähigkeiten, ethnischer und sozialer Herkunft, Geschlecht und Alter vollständig und gleichberechtigt an allen gesellschaftlichen Prozessen teilhaben und sie mitgestalten kann. Eine inklusive Gesellschaft schätzt die Vielfalt menschlicher Eigenschaften und Fähigkeiten als ihren eigentlichen Reichtum“ (BAGFW 2012, 1). Dieses Inklusionsverständnis, das eine Gesellschaft anstrebt, in der sich jeder bedingungslos zugehörig fühlen kann, geht damit weit über herrschende Integrationspolitiken und -programmatiken hinaus.²⁴ Gleichwohl der Inklusionsbegriff im öffentlichen Diskurs in einem Atemzug mit bildungspolitischen Themen genannt und häufig auf die Differenzdimension „Behinderung“ reduziert wird (Kunz 2015b, 156)²⁵, scheint er geeignet den Blick auf Voraussetzungen gesellschaftlicher Teilhabe, mithin also auf strukturelle Bedingungen, zu lenken. Organisationsentwicklungsinstrumente, die institutionelle und strukturelle Teilhabebarrrieren in den Blick nehmen, sind zum Beispiel das „Diversity Management“ (Lamp 2007, 178ff) oder der „Index für Inklusion“ (Bretländer; Heil 2015). Mit einer Inklusionsorientierung gerät schließlich eine Kritik an der herrschenden Zielgruppenfixierung in den Blick. Fragen nach Modellen von Differenz und deren Bedeutungen sowie transdisziplinäre Perspektiven gewinnen unter der Berücksichtigung der Prozesshaftigkeit von Inklusion an Relevanz (Dannebeck 2014, 89ff). Dabei stellt eine differenzsensible Soziale Arbeit jedoch nicht die Berechtigung von Spezialqualifikationen infrage, sondern hinterfragt professionelle Zuständigkeiten, die mit funktionalen Differenzierungen einhergehen (ebd., 90).²⁶

Differenzsensible und -reflexive Grundhaltung

Fragen um gesellschaftliche Teilhabe richten sich zum einen auf Strukturen, die soziale Ungleichheit (re)produzieren, und zum anderen auf herrschende gesellschaftlich akzeptierte Normen, die festlegen, was als normal und nicht-normal gilt (Schwarzer

²⁴ Integrationsdebatten zielen im Kern auf Anpassungsleistungen der Individuen an gesellschaftliche Normalität.

²⁵ Kunz (2015b, 156) argumentiert hier, dass der Inklusionsbegriff durch die einseitige Verwendung im Kontext „Behinderung“ seine theoretische Weite im Sinne einer Mehrdimensionalität bereits verloren habe.

²⁶ „Konkrete Maßnahmen können, ja müssen angesichts fortbestehender Teilhabebarrrieren und Benachteiligungen nach wie vor durchaus auch zielgruppenspezifische Förderstrategien bedingen. Diese sind aber nicht als Selbstzweck, sondern stets nur als zweckdienliche Mittel auf dem Weg zu einer Gesellschaft zu verstehen, die sich am Ziel der vollen selbstbestimmten Teilhabe aller orientiert“ (Dannebeck 2014, 89).

2015a, 38). Beides muss mit einer differenzsensiblen Grundhaltung reflektiert werden: Eine kritische Reflexivität gegenüber der Differenzkonstruktion und deren Auswirkungen sieht Eppenstein (2010, 98) als einen Maßstab für professionelles Handeln, wobei Differenzen weder affirmativ verteidigt noch im Zuge von Gleichheitsforderungen aufgelöst werden sollen. Hegemoniale Normalitäts- und Homogenitätsvorstellungen und deren Zusammenhang mit Machtverhältnissen sind zudem kritisch zu reflektieren. Eine differenzsensible und differenzreflexive Grundhaltung ist schließlich eine Haltung, „die selbstkritisch hinterfragt, welche eigenen Vorannahmen, Ordnungssysteme, Stereotype oder Hierarchisierungen in die alltägliche pädagogische Arbeit einfließen, diese fort- und festschreiben und damit affirmativ ungerechten, unterdrückenden gesellschaftlichen Verhältnissen gegenüberstehen“ (Lamp 2007, 154f). Sie bezieht „die normierenden und exkludierenden Effekte der performativen Differenz(re)produktion konstitutiv in ihre Fachlichkeit“ ein (Kessl; Plößer 2010, 13). Heike Beck (2015, 33ff) formuliert Themen, die für eine differenzsensible Reflexion von besonderer Bedeutung sind:

- Selbstdefinition, eigene Verortung und Gruppenzugehörigkeiten reflektieren
- Differenzen und Gemeinsamkeiten wahrnehmen
- Normalitätskonstruktionen reflektieren
- Eigene Privilegien und Benachteiligungen thematisieren
- Auseinandersetzung mit Macht und Ohnmacht
- Vorurteile und Stereotype
- Auseinandersetzung mit eigenen Diskriminierungserfahrungen (sowohl als Diskriminierte als auch als diskriminierende Person)

Als ein Ansatz, der als Teil von Antidiskriminierungs-, Anerkennungs- und Partizipationsbewegungen in Deutschland verbreitet ist, können sogenannte „Social-Justice-Tranings“ dazu beitragen Diskriminierungen und damit verbundene Herrschafts- und Unterdrückungsformen zu thematisieren und zu reflektieren (Lamp 2007, 219f). Für eine differenzsensible Reflexion braucht es dabei „Wissen über die Historie von Ausgrenzungsmechanismen und Diskriminierungsformen, Alternativbewegungen, die Verwobenheit unterschiedlicher Unterdrückungsformen (Intersektionalität) und die Reproduktion von Ausgrenzung auf institutioneller, kultureller und individueller Ebene“ (Beck 2015, 35).

Eine differenzsensible Grundhaltung ist schließlich dadurch gekennzeichnet, das eigene Klientel nicht vorschnell zu „identifizieren“ und die eigenen Grenzen des professionellen Wissens und Verstehens anzuerkennen (Kessl; Plößer 2010, 13f). Mit dem

Bewusstsein über die eigene Eingebundenheit in soziale Ungleichheitsstrukturen, kann die eigene Perspektive „relativiert“ und die eigene Deutungshoheit infrage gestellt werden.

8. Fazit

Differenzsensibilität in der Sozialen Arbeit als übergreifendes Paradigma vermag der eingangs geforderten kritischen Auseinandersetzung mit Differenz angemessen Rechnung zu tragen. Sie ist sensibel für die Prozesse der Konstruktion von Differenzlinien und berücksichtigt zugleich die gesellschaftliche Wirkmächtigkeit und Anerkennung von Unterschieden. „Die Bejahung von Unterschieden, aber auch die Betonung der Parallelen und Gleichheiten ist somit eine zentrale Aufgabe der Sozialen Arbeit. Differenzierungen und Gleichheiten sind zwei Seiten einer Medaille, deren Konstruktion und Effekte hinterfragt werden sollten. Machtbeziehungen werden durch die grundlegende Infragestellung vom Zusammenhang zwischen ‚Normalität‘ und ‚Abweichung‘ sichtbar und damit veränderbar, auch wenn dies nur als andauernder Prozess denkbar ist“ (Schwarzer 2015a, 45f). Dabei bleibt jedoch differenzsensible Soziale Arbeit gleich in mehreren Spannungsverhältnissen verhaftet.

Als wesentlich soll hier das Spannungsverhältnis zwischen Dekonstruktion und der Anerkennung von Differenz gekennzeichnet werden: Mit der Anerkennung von Unterschieden geht stets die Gefahr einher, Differenzverhältnisse festzuschreiben und zu bestätigen²⁷, wohingegen mit der Dekonstruktion von Differenzen das Risiko besteht, Unterschiede zu egalisieren und in ihrer Wirkmächtigkeit zu negieren. Dieses Spannungsverhältnis gilt es in einer machtkritischen Art und Weise mit einer differenzsensiblen Grundhaltung zu reflektieren. „Gesellschaftlich konstruierte Differenzierungen sollten nicht verleugnet oder unterdrückt werden. Im Gegenteil: Unterschiedliche Lebenspraxen und -auffassungen müssen einen gleichberechtigten Platz in der Gesellschaft finden. Wichtig ist aber, dass der Zugang zu Ressourcen oder der Grad an gesellschaftlicher Anerkennung und Partizipation nicht dadurch bestimmt werden“ (Schwarzer 2015a, 46). Eine differenzsensible Haltung und Position, die aus einer anerkennungstheoretischen Perspektive immer auch die Möglichkeit der Reproduktion von Differenz mitdenkt, „beantwortet die Frage nach den Bedingungsfaktoren ei-

²⁷ „Genau dadurch, dass Differenzen aus der Wirklichkeit von Macht- und Dominanzverhältnissen resultieren, reproduziere sich in der Anerkennung der Differenz auch Strukturen von Macht und Ungleichheit“ (Mecheril 2010, S.189).

nes gelingenden Umgangs mit Vielfalt unter Einbeziehung des Faktors Macht – auf politischer Ebene ebenso wie auf der Ebene fachlicher Interaktion“ (Dannebeck 2014, 90).

In einem zweiten Spannungsverhältnis muss auch aus einer dekonstruktiven Perspektive heraus im alltäglichen Handeln immer wieder auf bestehende Normalitätsvorstellungen bzw. auf bekannte Verhaltensmuster und Wissensbestände zurückgegriffen werden (Lamp 2007, 155). Auch hierbei erweist sich eine kritisch-reflexive Grundhaltung, mit der Differenzen und der Umgang mit ihnen als nicht abschließbarer Prozess zu sehen ist, als unabdingbar: Eigene Normalitätsvorstellungen und Zuschreibungspraxen müssen hinterfragt und reflektiert werden. Dabei geht mit einer differenzsensiblen Grundhaltung ein Perspektivwechsel in Bezug auf Identität einher, mit dem „die Herstellung von Identität begriffen wird als eine Bewältigung von widersprüchlichen Zuschreibungen und Zuordnungen qua Geschlecht, qua Ethnie, Klasse oder Kultur usw.“ (ebd.).

Schließlich bleiben auch das Forschen, Schreiben und Sprechen über Differenz in einem Spannungsverhältnis von Dekonstruktion und Rekonstruktion verhaftet: „Bei der Analyse von Differenz als Gegenstand muss diese [...] auch analytisch immer erst benannt und insofern sprachlich erzeugt werden. Poststrukturalistisch gedacht, stellt dieser Prozess der Differenzkonstruktion einen Wiederholungsvorgang dar: Etwas bereits Vorhandenes wird – in gleicher oder veränderter Weise – also zitiert“ (Arbeitsgruppe Inter Kultur 2010, 18). Differenzsetzungen scheinen also unhintergebar. Mit dem Sprechen und Schreiben über „Andere“ drücken sich Macht- und Dominanzverhältnisse aus, in die wir unweigerlich verstrickt sind. Wir befinden uns dabei nicht jenseits von gesellschaftlich tradierten Normen und Wertevorstellungen sowie Bewertungsmustern. Sowohl professionell Tätige in der Sozialen Arbeit als auch die Profession selbst ist an den Zu- und Festschreibungen und Konstruktionen von Differenz beteiligt. „Diesen Teil der Geschichte der Profession und des beruflichen Selbstverständnisses gilt es – jenseits einer bloß moralischen Empörung und komplementär: Abwehr – stärker aufzuarbeiten und als strukturelle Dimension Sozialer Arbeit zu reflektieren“ (Mecheril; Melter 2010, 124). Damit bleibt der Bezug auf Differenz und schließlich Soziale Arbeit selbst prekär (ebd., 129).

An dieser Stelle schlägt Fabian Lamp (2007, 174f) vor, einen demokratischen Differenzbegriff unter Rückgriff auf die von Annedore Prengel geprägte „Pädagogik der Vielfalt“ zu entwickeln. „Ausgangspunkt eines demokratischen Differenzbegriffs ist, daß er sich gegen Hierarchien wendet. Es geht um die Entwicklung einer egalitären

Differenz! Diese wendet sich damit auch gegen die Legitimation von Unterdrückung, Ausbeutung, Entwertung und Ausgrenzung durch Differenzen. Differenzen dürfen nicht mehr zur Legitimation von Hierarchien herangezogen werden. Die Pseudologik der Verknüpfung von Differenz und Hierarchie gilt es zu durchkreuzen“ (Prenzel 2006, 181). Einem egalitären und demokratischen Differenzbegriff liegt die Forderung zugrunde, dass Emanzipation nicht gleichbedeutend mit Assimilation und dass Differenz nicht gleichbedeutend mit Hierarchie zu sehen ist (Lamp 2007, 174). Als normative Richtschnur für pädagogisches Handeln soll dabei eine sogenannte „transnormalistische Suchhaltung“ dienen, die sich nicht an einer gesellschaftlichen Normalität orientiert, sondern als variable Verhaltensregeln auf der Ebene zwischenmenschlicher Übereinkünfte sowohl die gegebene Heterogenität als auch die pädagogischen Erfordernisse zugleich berücksichtigt (ebd., 177f, 199f).

Wie und an welcher Stelle differenzsensible Konzepte in Forschung, Theorie und Praxis Sozialer Arbeit angemessen rezipiert werden können, kann an dieser Stelle aufgrund des gebotenen Umfangs der Arbeit nicht abschließend herausgearbeitet werden. Letztlich bekräftigt sei, dass mit der geforderten Differenzsensibilität auch eine Offenheit und Neugier dafür einhergeht, welches Differenzverhältnis im je konkreten Fall seine Wirkung entfaltet und Relevanz erfährt. Das Denken in einzelnen Vielfalts- und Differenzkategorien sowie Zielgruppenkonstruktionen und -fixierungen bringen Begrenztheiten und Reduktionen mit sich, die es langfristig zu überwinden oder zumindest kritisch zu reflektieren gilt (Bretländer; Köttig; Kunz 2015, 8).

Literaturverzeichnis

Arbeitsgruppe Inter Kultur (2010): Es macht einen Unterschied – eine differenzthematisierende, (de)konstruierende Lesehilfe. In: Kessl, Fabian; Plößer, Melanie (Hg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit Anderen. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 17-22.

Arens, Susanne et al (2013): Wenn Differenz in der Hochschullehre thematisch wird. Einführung in die Reflexion eines Handlungszusammenhangs. In: Mecheril, Paul; Arens, Susanne; Fegter, Susann; Hoffarth, Britta; Klingler, Birte; Machold, Claudia; Menz, Margarete; Plößer, Melanie; Rose, Nadine (Hg.): Differenz unter Bedingungen von Differenz. Zu Spannungsverhältnissen universitärer Lehre. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 7-27.

Attia, Iman (2013): Rassismusforschung trifft auf Disability Studies. Zur Konstruktion und Marginalisierung von „Fremdheit“ und „Behinderung“ als Andere. Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?! Perspektiven der Disability Studies“, Universität Hamburg, 11.11.2013. (https://www.zedis-ev-hochschule-hh.de/files/attia_rassismusforschung_ds.pdf. verfügbar am 04.01.2020).

Attia, Iman (2016): Rassismustheoretische Perspektiven auf sozialpädagogische Fallarbeit. In: Michel-Schwartz, Birgitta (Hg.): Der Zugang zum Fall. Beobachtungen, Deutungen, Interventionsansätze. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 229-242.

Beck, Heike (2015): „Wir diskriminieren nicht – wir studieren doch Soziale Arbeit“ In: Bretländer, Bettina; Köttig, Michaela; Kunz, Thomas (Hg.): Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer. S. 27-36.

Bretländer, Bettina (2015): Menschen mit Behinderung oder behinderte Menschen? In: Bretländer, Bettina; Köttig, Michaela; Kunz, Thomas (Hg.): Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer. S. 87-99.

Bretländer, Bettina; Heil, Susanne (2015): Der Index für Inklusion: ein Instrument für inklusive Organisationsentwicklung. In: Bretländer, Bettina; Köttig, Michaela; Kunz, Thomas (Hg.): Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer. S. 206-213.

Bretländer, Bettina; Köttig, Michaela; Kunz, Thomas (2015): Zu diesem Buch. In: Dies. (Hg.): Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer. S.7-9.

Bernstein, Julia; Inowlocki, Lena (2015): Soziale Ungleichheit, Stereotype, Vorurteile, Diskriminierung. In: Bretländer, Bettina; Köttig, Michaela; Kunz, Thomas (Hg.): Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer. S.15-26.

Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege (BAGFW) (2012): Gemeinsame Erklärung zur interkulturellen Öffnung und zur kultursensiblen Arbeit für und mit Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund. (https://www.bagfw.de/fileadmin/user_upload/Aktivitaeten/FT_Migration_und_Behinderung/Gemeinsame_Erklaerung_2012-01-23_final.pdf. verfügbar am 04.01.2020).

Castro Varela, Maria do Mar; Mecheril Paul (2010): Grenze und Bewegung. Migrationswissenschaftliche Klärungen. In: Mecheril, Paul et al (Hg.): Migrationspädagogik. Weinheim und Basel: Beltz Verlag (Bachelor| Master). S. 23-53.

Dannebeck, Clemens (2014): Vielfalt neu denken. Behinderung und Migration im Inklusionsdiskurs aus der Sicht Sozialer Arbeit. In: Wansing, Gudrun; Westphal, Manuela (Hg.): Behinderung und Migration. Inklusion, Diversität, Intersektionalität. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 83-96.

Dannebeck, Clemens (2016): Inklusion. In: Mecheril, Paul (Hg.): Handbuch Migrationspädagogik. Weinheim und Basel: Beltz Verlag. S. 480-492.

Dederich, Markus (2010): Behinderung, Norm, Differenz – Die Perspektive der Disability Studies. In: Kessl, Fabian; Plößer, Melanie (Hg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit Anderen. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 170-184.

Eppenstein, Thomas (2010): Professionelles soziales Handeln in Orientierung auf kulturell Andere. In: Kessl, Fabian; Plößer, Melanie (Hg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit Anderen. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 96-116.

Füssenhäuser, Cornelia (2006): Lebensweltorientierung in der Sozialen Arbeit. In: Dollinger, Bernd; Raithel, Jürgen (Hg.): Aktivierende Sozialpädagogik. Ein kritisches Glossar. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 127-144.

Heite, Catrin (2010): Anerkennung von Differenz in der Sozialen Arbeit. Zur professionellen Konstruktion des Anderen. In: Kessl, Fabian; Plößer, Melanie (Hg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit Anderen. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 187-200.

Kalpaka, Annita; Mecheril, Paul (2010): „Interkulturell“. Von spezifischen kulturalistischen Ansätzen zu allgemeinen reflexiven Perspektiven. In: Mecheril, Paul et al (Hg.): Migrationspädagogik. Weinheim und Basel: Beltz Verlag (Bachelor| Master). S. 77-98.

Khakpour, Natascha; Mecheril, Paul (2018): Migration. In: Graßhoff, Guntehr; Renker, Anna; Schröer, Wolfgang (Hg.): Soziale Arbeit. Eine elementare Einführung. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 19-29.

Kessl, Fabian; Plößer, Melanie (2010): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen – eine Einleitung. In: Dies. (Hg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit Anderen. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 7-16.

Klein, Barbara (2015): Inklusion durch die Gestaltung von Lebenswelten am Beispiel der Ausstellung „Barrierefreies Wohnen und Leben“ der Fachhochschule Frankfurt am Main. In: Bretländer, Bettina; Köttig, Michaela; Kunz, Thomas (Hg.): Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer. S. 244-252.

Kunz, Thomas (2015a): Menschen mit sog. Migrationshintergrund. In: Bretländer, Bettina; Köttig, Michaela; Kunz, Thomas (Hg.): Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer. S. 74-86.

Kunz, Thomas (2015b): Interkulturelle Soziale Arbeit und Interkulturelle Öffnung. In: Bretländer, Bettina; Köttig, Michaela; Kunz, Thomas (Hg.): Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer. S. 147-159.

Lamp, Fabian (2007): Soziale Arbeit zwischen Umverteilung und Anerkennung. Der Umgang mit Differenz in der sozialpädagogischen Theorie und Praxis. Bielefeld: transcript Verlag.

Liebscher, Doris; Fritzsche, Heike; Pates, Rebecca; Schmidt, Daniel; Karawanskij, Susanne (Hg.) (2010): Antidiskriminierungspädagogik. Konzepte und Methoden für die Bildungsarbeit mit Jugendlichen. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Linnemann, Tobias; Wojciechowicz, Anna Aleksandra; Yiligin, Fidan (2016): Vom Defizitblick über Differenzdenken zur Machtkritik – Ein Blick auf pädagogische Konzepte in der Migrationsgesellschaft. In: IDA-NRW (Hg.): Kinder- und Jugendarbeit zu rassismuskritischen Orten entwickeln. Anregungen für die pädagogische Praxis in der Migrationsgesellschaft. Broschüre. Düsseldorf: Düssel-Druck & Verlag GmbH. S. 65-71 (https://www.ida-nrw.de/fileadmin/user_upload/reader/Broschuere_Kinder-uJugendarbeit.pdf. verfügbar am 02.01.2020).

Maskos, Rebecca (2010): Was heißt Ableism? Überlegungen zu Behinderung und bürgerlicher Gesellschaft. (<https://arranca.org/archive?path=%2F43%2Fwas-heisst-ableism>. verfügbar am 03.01.2020).

Mecheril, Paul (2010a): Die Ordnung des erziehungswissenschaftlichen Diskurses in der Migrationsgesellschaft. In: Mecheril, Paul et al (Hg.): Migrationspädagogik. Weinheim und Basel: Beltz Verlag (Bachelor| Master). S. 54-76.

Mecheril, Paul (2010b): Migrationspädagogik. Hinführung zu einer Perspektive. In: Mecheril, Paul et al (Hg.): Migrationspädagogik. Weinheim und Basel: Beltz Verlag (Bachelor| Master). S. 7-22.

Mecheril, Paul (2010c): Anerkennung und Befragung von Zugehörigkeitsverhältnissen. Umriss einer migrationspädagogischen Orientierung. In: Mecheril, Paul et al (Hg.): Migrationspädagogik. Weinheim und Basel: Beltz Verlag (Bachelor| Master). S. 179-191.

Mecheril, Paul (2016): Migrationspädagogik – ein Projekt. In: Mecheril, Paul (Hg.): Handbuch Migrationspädagogik. Weinheim und Basel: Beltz Verlag. S. 8-30.

Mecheril, Paul; Melter, Claus (2010): Differenz und Soziale Arbeit. Historische Schlaglichter und systematische Zusammenhänge. In: Kessl, Fabian; Plößer, Melanie (Hg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit Anderen. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 117-131.

Prengel, Annedore (2006): Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheit und Gleichberechtigung in interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik. 3. Auflage. Schule und Gesellschaft. Band 2. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Pries, Ludger (2010): Transnationalisierung. Theorie und Empirie grenzüberschreitender Vergesellschaftung. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Rommelspacher, Birgit (1998): Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht. 2. Auflage. Berlin: Orlanda-Frauenverlag.

Schröer, Hubertus (2009): Interkulturelle Öffnung und Diversity Management. Ein Vergleich der Strategien. In: Migration und Soziale Arbeit. Diversity und interkulturelle Kompetenz. 31. Jg. Heft 3/4. S. 203-211.

Schröer, Wolfgang; Schweppe Cornelia (2010): Transmigration und Soziale Arbeit – ein öffnender Blick auf die Alltagswelten im Kontext von Migration. In: Migration und Soziale Arbeit. Jg. 32 (Heft 2). S. 91-97.

Schütte-Bäumner, Christian (2010): Queer Professionals als Reflexionskategorie für die Soziale Arbeit. In: Kessl, Fabian; Plößer, Melanie (Hg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit Anderen. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 77-95.

Schwarzer, Beatrix (2015a): Gesellschaftliche Teilhabe als Grundlage Sozialer Arbeit. In: Bretländer, Bettina; Köttig, Michaela; Kunz, Thomas (Hg.): Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer. S. 37-47.

Schwarzer, Beatrix (2015b): Ansätze für eine diversity-sensible Arbeit. In: Bretländer, Bettina; Köttig, Michaela; Kunz, Thomas (Hg.): Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer. S. 195-205.

Stehr, Johannes (2016): Normalität und Abweichung. In: Scherr, Albert (Hg.): Soziologische Basics. Eine Einführung für pädagogische und soziale Berufe. 3. erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 225-232.

Stoy, Thorsten; Tolle, Patrizia (2015): Förderung gesellschaftlicher Teilhabe von Menschen mit Behinderung – ein Praxisfeld Sozialer Arbeit. In: Bretländer, Bettina; Köttig, Michaela; Kunz, Thomas (Hg.): Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer. S. 160-169.

Thompson, Christiane (2016): Differenz. In: Mecheril, Paul (Hg.): Handbuch Migrationspädagogik. Weinheim und Basel: Beltz Verlag. S.59-72.

Wansing, Gudrun; Westphal, Manuela (2014a): Behinderung und Migration. Kategorien und theoretische Perspektiven. In: Dies. (Hg.): Behinderung und Migration. Inklusion, Diversität, Intersektionalität. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 17-47.

Winter, Rainer (2016): Anerkennung. In: Mecheril, Paul (Hg.): Handbuch Migrationspädagogik. Weinheim und Basel: Beltz Verlag. S. 466-479.

Zander, Michael (2016): Disability Studies: Gesellschaftliche Ausgrenzung als Forschungsgegenstand. In: Bundesgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz. 09/2016. Vol. 59. Springer-Medizin-Verl. S. 1048-1052.

Selbständigkeitserklärung

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und nur unter Verwendung der angegebenen Literatur und Hilfsmittel angefertigt habe.

Mittweida, den 23.01.2020

Nadine Haase